1,90 DM/DDR 5,70 M
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,-

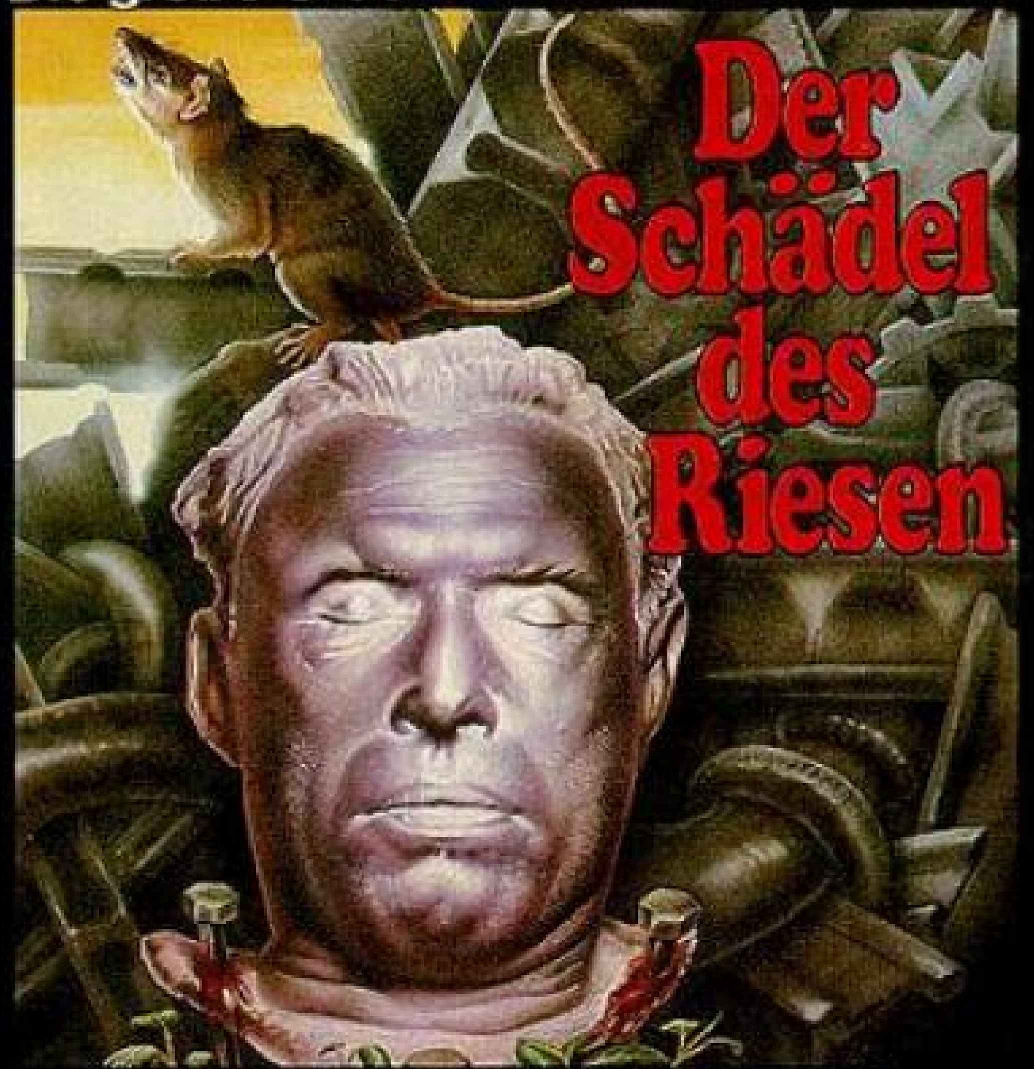
NEU Band 624

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Der Schädel des Riesen

John Sinclair Nr. 624

von Jason Dark

erschienen am 19.06.1990

Titelbild von Luis Rey

Sinclair Crew

Der Schädel des Riesen

Die Ratten witterten es zuerst!

Plötzlich waren sie hellwach. In ihre fetten, graubraunen Körper geriet eine gewisse Unruhe. Sie zitterten, stellten die Ohren hoch. Die kleinen Augen leuchteten, Barthaare vibrierten.

Der Geruch regte sie auf und ließ sie beinahe durchdrehen, denn so roch nur Blut!

Menschenblut, Tierblut – es war ihnen egal. Wenn sie die Quelle erreichten, wollten sie schlecken, die süße, sirupartige Flüssigkeit aufsaugen, sich an ihr laben…

Und sie suchten den Weg!

Eine besonders dicke Ratte spielte den Anführer. Sie hetzte die lange Hügelflanke des Müllbergs hoch, erreichte nach Sprüngen über Matsch, zusammengepreßte Pappe, alte Konservendosen, kaum verrottete Kunststoffteile und aus dem weichen Boden schauende Metallecken die Spitze des Hügels, die zugleich die höchste Stelle des Müllbergs bildete.

Es stürmte noch immer!

Zwar hatte der Orkan an Kraft verloren, doch er wühlte sich in die Müllhalde hinein und riß jede Menge Abfall mit, bis in Gebiete, die weit von der Müllkippe entfernt lagen.

Die Verantwortlichen hatten die Müllkippe nördlich von London angelegt, nicht daran denkend, wie schnell sie wachsen würde. So war der Platz schon nach wenigen Jahren zu klein geworden. Als Folge davon mußte die Müllkippe geschlossen werden.

Man wollte sie bepflanzen, das würde jedoch dauern. Bis dahin hatten die Ratten noch genügend Zeit, auf dieser Insel des Wohlstands zu leben und sich zu vermehren, was sie sehr rasch taten.

Nach den beiden Orkanen sah der Wald in der Nähe der Müllkippe aus, als hätten an verschiedenen Stellen Riesenfäuste hineingeschlagen. Viele Bäume standen nicht mehr, sie waren geknickt worden wie Streichhölzer, hingen quer und wurden von noch stehenden gehalten.

So war ein regelrechter Urwald entstanden, der es Fahrzeugen unmöglich machte, die schmalen Waldwege zu benutzen.

Ratten fanden immer einen Weg. Besonders dann, wenn sie der Geruch von Blut lockte.

Das fetteste Tier stand auf dem Gipfel der Kippe, hielt die Schnauze gegen den Wind und schnupperte den Geruch, der herangeweht wurde. Die Quelle konnte nicht weit entfernt liegen, sonst wäre die Unruhe der Ratte nicht so groß gewesen.

Daß hinter ihr Artgenossen die Flanke des Müllbergs hochtobten, darum kümmerte sich das Tier nicht. Es raste plötzlich los, als wollte es eine Meisterschaft gewinnen.

Ratten kommen überall durch, heißt es!

Auch dieses Tier machte keine Ausnahme. Kein Hindernis war zu groß oder zu wuchtig, um nicht von ihm übersprungen zu werden.

Es fand seinen Weg durch dichtes Gras und sah den Wald wie ein gewaltiges Gebirge vor sich.

Der Blutgeruch hatte sich verstärkt.

Die Ratte huschte schneller voran. Sie war aufgeregt, wollte den roten Saft schlecken, denn für sie war es eine Delikatesse.

Der Nager wühlte sich in den Wald hinein. Sein Körper verschwand fast im Boden. Er war kaum zu sehen, als er sich vorarbeitete, Hindernisse überwand, wobei ihm die querliegenden Bäume keine

Schwierigkeiten bereiteten. Wenn die Ratte sie übersprang, sah es so aus, als könnte sie fliegen.
Irgendwo in der Dichte des Waldes befand sich das Ziel. Es mußte durch den gewaltigen Orkan erst zum Vorschein gekommen sein, um den Geruch auszuströmen.
Aber wo?
Die Ratte blieb irgendwann stehen. Sie hockte sich auf ihre Hinterpfoten, drehte dabei den Kopf, um den süßlichen Geruch genau ausloten zu können.
Weit brauchte sie nicht mehr zu gehen. Voller Aufregung schabte sie über den weichen Boden, der noch die Nässe des letzten Regens aufgesammelt hatte.
Dann huschte sie weiter.
Der Boden, ansonsten bretteben, zeigte sich an gewissen Stellen verändert. Er zeichnete den Verlauf der Landschaft nach, bildete kleine Hügel und auch Gräben, überdeckt vom Gewirr zahlreicher Pflanzen und vom Muster der gefallenen Zweige und Äste gezeichnet, die ein regelrechtes Flechtwerk bildeten.
Die Ratte schlüpfte hindurch.
Auf einmal sah sie das Ziel. Kein Zweifel, das mußte es sein, auch wenn von der Süße des Blutes bisher nur etwas zu riechen, aber nichts zu sehen war.
Eine graue Masse schob sich groß aus dem dunklen Grün des Waldes hervor. Es war ein riesiger Klotz. Die Ratte wußte genau, daß sie ihr Ziel erreicht hatte. Noch sah sie das Blut nicht, roch es nur.
Der Gestank war intensiver geworden. Scharf und beißend drang er an ihre Nase, und die Ratte entwickelte eine hektische Aggressivität.
Sie kratzte und suchte ihren Weg. Sie umrundete den gewaltigen Klotz und zeichnete durch ihre Bewegungen genau das Viereck des Steinpodestes nach.
Auf diesem Podest stand der Kopf!
Ein Mensch hätte ihn schon längst als Riesenschädel identifiziert.
Die Ratte nahm dies nicht wahr, sie irritierte nur der Geruch des Blutes.
Kann ein Stein bluten?
Darüber konnte ein Tier wie dieser Nager nicht nachdenken. Die Ratte wollte an die süßliche Flüssigkeit heran, sie stemmte sich auf die Hinterbeine und sprang. Der massige Körper wischte schattenhaft an der Kante des Podestes in die Höhe. Hektisch bewegte das Tier seine Pfoten und kratzte damit über das rauhe Gestein.
Dann gab es sich noch einmal Schwung, erreichte die obere Kante und klammerte sich daran fest.
Sie schaffte es!
Plötzlich hockte sie so dicht vor dem gewaltigen Schädel, daß sie mit

der Schnauzenspitze den Hals berühren konnte. Der Schädel besaß an seinem Stumpf eine seltsame Form. Er sah aus, als wäre er unten weggeschmolzen, regelrecht zerlaufen, um anschließend wieder als feste Form zu erstarren.

Hinter dem Schädel türmten sich nicht allein die Bäume hoch. Gewaltige Steine lagen auch dort, in einer wilden Formation durcheinander, überwuchert von Flechten, Moos und bedeckt mit abgerissenen Ästen und klebrigem Blattwerk.

Wieder hockte sich die Ratte auf die Hinterpfoten. Mit ihren kleinen Augen schaute sie am Gesicht hoch.

Ein wüstes Gesicht mit einer sehr wuchtigen Nase. Darunter zeichnete sich der breite Mund mit den wulstigen Lippen ab. Die mächtigen Augen waren geschlossen, obwohl sie wirkten, als hätte sie jemand vorgedrückt.

Der Blutgeruch blieb…

Die Ratte suchte, sie huschte, sie schnüffelte – und fand plötzlich die Stelle.

Der Schädel stand nicht einfach auf dem Podest, er war angeschraubt worden, von wem auch immer. Genau dort, wo sich die Schrauben an zwei Seiten in das Erdreich hineindrehten, war Blut hervorgequollen. Eine dunkelrote, dicke, tintige Flüssigkeit, die sich wie ein kleiner, später eingetrockneter Bach verteilte und dort endete, wo dunkelrote Blüten über den Rand des Podestes hinwegschauten.

Der Schädel rührte sich nicht. Er zitterte nicht einmal, er würde tausend Stürmen widerstehen.

Vor den Blutresten blieb die Ratte hocken. War sie auch noch so gierig gewesen, so beherrschte sie sich nun. Sie ließ ihre Zunge im Maul, leckte noch nicht, starrte über die Lache und auch den Rand des Podestes hinweg, denn sie hatte Geräusche gehört, die ihr nicht gefielen.

Da war das heftige Scharren und Schaben. Das Kratzen kleiner Pfoten über einen weichen Boden, dazwischen das Rascheln von feuchtem Laub. Die Ratten waren zu schnell da, der Blutgeruch hatte sie hergelockt.

Das fette Anführertier hockte nach wie vor auf dem Podest. Es wartete, bis die anderen Tiere heranstürmten, an den Seiten hochsprangen, dann biß es zu.

Scharfe Zähne hackten in graubraunes Fell, rissen Stücke hervor und Blutklumpen quollen nach.

Die Ratten schrien wütend und schmerzgepeinigt. Die meisten von ihnen kippten zurück, überschlugen sich, sprangen wieder hoch, kassierten neue Bisse und richteten sich erst dann nach der Hackordnung, die ihr Anführer wieder in die Reihe gebracht hatte.

Die fetteste Ratte war rasend geworden. Der Blutgeruch hatte sie in

einen Rausch versetzt. Auf der Stelle drehte sich das Tier und sprang mit einem gewaltigen Satz auf die rote Flüssigkeit zu, die sich so malerisch auf dem grauen Stein verteilte.

Sie begann zu lecken.

Wie das Messer eines Zirkusartisten stieß die schmale Zunge immer und immer wieder vor. Sie tauchte in das Blut, schmeckte, schmatzte und schlürfte es auf. Die Ratte trank, leckte und schluckte. Es klebte zwischen ihren Zähnen, und die wirbelnde Zunge holte auch noch die letzten Reste hervor.

Erst jetzt war sie satt.

Zufrieden ließ sie sich auf die Hinterpfoten nieder, leckte noch ihr Fell ab, an dem ebenfalls einige Blutstropfen hingen, schüttelte ein paarmal den Kopf und spürte etwas in sich, das sie bisher noch nie erlebt hatte.

Es war der Eindruck einer gewaltigen Stärke. Kraft durchfloß sie wie ein Strom. Sie drehte sich, wobei sie ihren Blick an dem gewaltigen Gesicht in die Höhe schweifen ließ, als wollte sie aus ihm noch mehr von dieser Kraft einsaugen.

Sie blähte sich auf.

Dabei wuchs sie.

Es war ein kaum erklärbarer, unheimlicher Vorgang, der sie auf das Doppelte ihrer Größe heranwachsen ließ, so daß ihr Körper sehr bald die Umrisse eines Hasen annahm.

Die Ratte hatte Blut geleckt, und das Blut gab ihr die Kraft und die Stärke.

Die anderen Tiere tobten um das Podest herum. Sie spürten, daß sich etwas verändert hatte, trauten sich nicht, hochzuspringen. Die Angst vor dem anderen, dem Unheimlichen war größer.

Explosionen durchschossen den Körper der Riesenratte. Auf dem Stein wälzte sie sich. Ihr Schreien klang schrill und laut wie eine Sirene. Das Blut hatte sie deformiert und sie gleichzeitig zu einem Monstrum gemacht.

Wie groß würde sie noch werden?

Der Kopf bekam etwas Kugelförmiges, die Schnauze stand nicht mehr so spitz vor. Das Fell war ebenfalls dicker geworden, mächtiger die Beine, schon wie kleine Säulen.

Und der Kopf des Riesen stand unbeweglich. Noch hielt er die Augen geschlossen, aber Blut strömte unter den Schrauben hervor.

Die Ratte war satt.

Etwas schwerfällig setzte sie sich in Bewegung. Schaukelnd näherte sich das Biest dem Rand der Plattform.

Von unten her sprang eine normal große Ratte hoch. Pech für sie, daß sie ihren Körper genau zwischen die aufgerissenen Schnauzenhälften des mutierten Tieres wuchtete.

Die Riesenratte schnappte zu.

Das Knacken ertönte, als Knochen brachen und Knorpel zerquetscht wurden.

Ein Todesschrei hallte jammernd über das Podest, und die Riesenratte spie die Reste ihres Artgenossen kurzerhand aus. Sie landeten zwischen den anderen Tieren.

Dann sprang sie, landete weich auf dem Boden. Ein Tier, das mindestens auf das Vierfache seiner ursprünglichen Körpergröße gewachsen war, weil es vom Blut des Riesen geleckt hatte.

Die Ratte lief weg. Es störte sie nicht mehr, wenn die anderen Tiere sich um das Blut kümmerten. Ihr Weg war akustisch zu verfolgen.

Sie durchbrach Unterholz und Buschwerk; das Maul stand offen, die kleinen Augen schimmerten blutunterlaufen.

Über dem Waldstück breitete sich ein grauer Himmel aus, über den sich die Wolken in Schichten schoben. Der Tag war fast so düster wie ein Abend gewesen.

Das störte die Mutation nicht. Sie wühlte sich weiter vor, spürte die immense Kraft in sich und wußte genau, daß sie dem Riesen etwas schuldig war.

Nicht nur Ratten bevölkerten das Gelände. Am Waldrand lebten auch Füchse. Sie hatten ihre Höhlen in guter Deckung gebaut. Oft genug stritten sie sich mit wilden, entlaufenen Katzen herum. Ratten waren ihnen bisher aus dem Weg gegangen.

Das änderte sich.

Als der Fuchs aus seinem Bau hervorschoß, lief er der Riesenratte genau über den Weg.

Sie griff ihn sofort an.

Der Fuchs war nicht schnell genug. Harte Zähne packten ihn, bissen durch.

Blut strömte aus der Kehle und tränkte den Boden. Die Ratte machte weiter.

Grausam biß sie zu, das bittere Ende war vorauszusehen. Schließlich zuckte der Fuchs nur noch.

Erst dann ließ die Ratte von ihm ab.

Ihre Artgenossen tief im Wald hatten das Podest längst erklettert und labten sich.

Der Schädel des Riesen gab ihnen, was sie brauchten. Auch sie wollten größer und kräftiger werden. Dieses Gebiet sollte neue Herrscher bekommen.

Die Zeit der Ratten war angebrochen…

***

Ich starrte ins Leere!

Wie lange ich da gesessen und den Blick irgendwohin gerichtet hatte,

konnte ich nicht sagen. Zeit war für mich keine relative Größe mehr, sie existierte nicht mehr.

VERZWEIFLUNG hielt mich umfangen.

Sie setzte sich aus den Dingen zusammen, die hinter mir lagen.

Himmel, Hölle, Angst, Freude – all dies hatte ich durchlitten, war auf der geheimnisvollen Nebelinsel Avalon gewesen, von der mich Kara letztendlich weggeholt hatte und mußte nun einen Preis zahlen, den man als furchtbar oder wahnsinnig ansehen konnte.

Ich war nicht mehr ich selbst!

Okay, ich hieß noch John Sinclair, aber wenn ich in den Spiegel schaute, sah ich ein Antlitz, das für mich persönlich die Bezeichnung furchtbare Maske verdient hätte, denn ich war innerhalb von Sekunden um einige Jahrzehnte gealtert.

Schuld daran trug eine junge Frau namens Melusine de Lacre, die auch auf der Nebelinsel gewesen und dort als Geist geblieben war, wo sie sich in die feinstofflichen Gestalten eingereiht hatte.

Das lag zurück, erst kurze Zeit, aber ich wollte nicht darüber nachdenken. Mich beschäftigte einzig und allein mein persönliches Problem. Wie erreichte ich mein normales Alter zurück?

Ich war nicht einmal in der Lage, nach Antworten zu fahnden, denn das Gefühl der dumpfen Verzweiflung überschattete meine Denkvorgänge. Ich bekam sie in kein Raster, erhielt demnach keine Logik und ließ mich ins Leere treiben.

Schon ein Anfang vom Ende?

Ich hob den Kopf und schaute hinüber zu den *flaming stones*, die aus der sattgrünen Rasenfläche des Bodens wie Pfeiler in die Höhe wuchsen. Hier waren Kara und ich gelandet, nachdem sie es geschafft hatte, mich von der Nebelinsel wegzuholen.

Der Eiserne Engel hielt sich im Hintergrund. Er sprach mich nicht mehr an, denn er konnte verstehen, wie es in mir aussah. Von Myxin, dem kleinen Magier, sah ich nichts. Er hatte dieses magische Refugium irgendwo in Mittelengland und für Menschenaugen nicht sichtbar verlassen. Ich hatte nicht einmal gefragt, wo er sich befand, weil es mich im Prinzip nicht interessierte.

Ich erinnerte mich verdammt genau, als Kara und ich in diesem Refugium eintrafen.

In einen Spiegel zu schauen hatte ich mich nicht getraut, es wäre ein grausamer Schock gewesen. Ich hatte es fühlen wollen, um mich durch sensorhaft reagierende Fingerkuppen zu beruhigen, die wieder über eine normale Haut strichen.

Sie waren über eine Haut gestrichen, über eine weiche und fühlbar faltige. Über die Haut eines alten Mannes oder eines Greises. Der Kelch des Feuers hatte mich mit seiner Kraft verlassen und den Vorgang nicht rückgängig gemacht.

Melusine de Lacre hatte ihn beinahe gestohlen. Sie war in den Kelch eingetaucht, einfach so, und es war ihr tatsächlich gelungen, auf die Nebelinsel zu gelangen, wo ich sie wiedertraf.

Avalon lag hinter mir, ebenso meine Bekanntschaft mit König Artus und dem Zauberer Merlin. Mich trieb nichts mehr dorthin. Ich konnte nur dem Spuk dankbar sein, daß er Kara einen Tropfen Ewigkeit überlassen hatte, um mich von der Insel zu befreien.

Sollte ich ihm wirklich dankbar sein? Oder wäre es nicht besser gewesen, auf Avalon zu bleiben. Einfach eingebettet zu sein in diese frühlingshafte Landschaft oder zu verschwinden im geheimnisvollen Zauberkessel, wo Tote lebendig gekocht wurden, wie es schon in den alten irischen Sagen hieß.

Ich wußte darüber Bescheid. Die letzten Ereignisse hatten mir die entsprechenden Geheimnisse enthüllt. Was aber sollte ich damit anfangen?

Nicht mehr in meiner Lage. Nicht als alter Mensch. Da besaß das Dasein keinen Wert mehr für mich. Ich wußte nicht einmal, wohin ich mich verkriechen sollte. Daß ich es tun würde, stand für mich fest. Es gab einfach keine andere Möglichkeit.

Als ich Schritte hörte, hob ich kaum den Kopf, denn ich wußte auch so, wer kam. Es war Kara, die Schöne aus dem Totenreich, die neben mir stehenblieb und mir eine Hand auf die Schulter legte.

»Sag nichts«, flüsterte ich.

»Ich weiß, John, aber es ist nicht zu ändern.« Sie korrigierte sich schnell. »Vorerst jedenfalls nicht.«

Ich ließ mir ihre Worte durch den Kopf gehen. »Was hast du damit gemeint?«

»Wie ich es sagte. Vorerst müssen wir abwarten und gemeinsam versuchen, eine Lösung zu finden.«

»Dazu müßte man einen Weg kennen, Kara, hast du einen?«

»Noch nicht.«

»Wer sollte uns den zeigen? Wieder der Spuk?«

»An ihn habe ich tatsächlich gedacht.«

Ich schaute hoch und schnell wieder zu Boden. Obwohl es Unsinn war, aber Kara sollte mich nicht direkt anschauen. »Nein, Kara, der hat uns einmal geholfen, ein zweitesmal wird er sich nicht breitschlagen lassen. Das glaub' mir.« Ich spürte meine Glieder dreifach so schwer wie sonst. Ich war müde, kaputt und ausgelaugt, denn ich sah nicht nur so aus wie ein alter Mensch, auch innerlich kam ich dem Alter sehr nahe. Mich konnte nichts mehr aus meiner Lethargie hervorreißen. Ich schaute in die Ferne, ohne überhaupt etwas zu sehen. Mein Blick wirkte verloren, leer, ausgebrannt. Am liebsten hätte ich mich in das saftige Gras gelegt und gewartet, bis mein Leben vorbei war.

Ich spürte den Druck der schmalen, dennoch kräftigen Frauenhand auf meiner Schulter. »Ich weiß, daß ich gut reden habe, John, und nehme dir die Antwort schon vorweg, aber du kannst und darfst dich jetzt nicht hängenlassen. So wie es einen Weg hingegeben hat, wird es auch einen zurückgeben.«

»Ja, bestimmt. Fragt sich nur, wie viele Jahre ich da noch warten muß.«

»Nein, so nicht.«

Ich winkte ab. »Kara, bitte. Es ist lieb gemeint, aber dein Trost kann mir nicht helfen.«

Ich hörte sie seufzend atmen, bevor sie fragte: »Weißt du denn überhaupt, was du vorhast?«

»Nichts.«

»Das ist schlecht, John.«

Ich hob die Arme und ließ meine Hände klatschend auf die Schenkel fallen. »Natürlich ist das schlecht, aber du hast die Frage nicht an den normalen John Sinclair gestellt, sondern an einen alten Mann. Es ist leider so.« Ich erhob mich mit müden Bewegungen und ging dorthin, wo der klare Bach das Gelände zerschnitt. Am Rand hockte ich mich nieder, weil ich etwas trinken mußte, denn meine Kehle kam mir vor wie mit Wüstensand gefüllt.

Auf der klaren Oberfläche zeichnete sich mein Gesicht ab. Durch die laufenden Wellen zwar verfremdet, aber dennoch so »gut« zu sehen, daß ich mich erschrak.

Es kam mir vor wie ein Relief. Gezeichnet von Falten, Furchen und Gräsern. Eine müde, alte, schwammige Haut, die sämtliche Straffheit und Frische verloren hatte. Selbst mein eigener Vater sah nicht so alt aus wie ich.

Das würgende Gefühl schoß in meine Kehle hoch. Die Tränen drückten gegen die Augen, ich ballte die Hände zu Fäusten und spürte die Nässe des Schweißes.

Im Wasser zerrann mein Gesicht. Die Züge zerflossen, sie wurden einfach hinweggetragen und machten mir deutlich, daß ich mich in einem Prozeß der Auflösung befand. Auch meine Seele war weggetrieben worden. Ich saß am Bachrand wie ein Stück Hülle.

Beim Aufstehen kippte ich nach hinten. Bevor ich ins Gras fallen konnte, war Kara da und stützte mich ab.

»Komm auf die Beine, John. Du solltest etwas essen und auch trinken. Bitte!«

Mich überkam Schwindel, als ich stand, hielt mich allerdings ohne Hilfe. »Nein, Kara, ich will nichts essen, ich möchte meine Ruhe haben. Kann ich noch bleiben?«

»So lange du willst.«

»Das werde ich wohl nicht tun.« Meine Füße bewegten sich

schlurfend durch das Gras. »Ich habe noch kein Ziel, ich werde auch in naher Zukunft keines haben. Ich kann nicht in meine Wohnung zurück. Ich würde mich dort nur verkriechen und an Dinge erinnert werden, die hinter mir liegen. Es ist zu schlimm.«

Kara widersprach nicht. Sie hielt mich auch nicht auf, als ich das Blockhaus ansteuerte, das ihr, Myxin und dem Eisernen als sichere Unterkunft diente.

Ich öffnete die Tür – und sah die kleine Gestalt vor mir wie einen erstarrten Schatten.

Es war Myxin, der Magier!

Wir schauten uns an. Er sah in mein altes, ich in sein normales Gesicht. Dann fragte ich: »Wo kommst du her, Myxin?«

»Aus deiner Wohnung, John, von deinen Freunden…«

***

Ich wollte lachen, sehr bitter lachen, aber das blieb mir im Hals stecken.

Von meinen Freunden, hatte er gesagt. Aus der Wohnung. Es war einfach nicht zu glauben, lächerlich in diesen Augenblicken für mich, denn es lag alles zu weit zurück.

Tage nur, doch mir kam es vor, als wäre es in einem vergangenen Leben gewesen.

Der Boden schwankte unter den Schuhen. Erinnerungen überschwemmten mich mit einer derart elementaren Wucht, daß ich mich am Türrahmen abstützen mußte.

Kara stand hinter mir. Sehr dicht, so daß ihr warmer Atem meinen Nacken streifte.

»Aus meiner Wohnung, von meinen Freunden«, wiederholte ich flüsternd. »Sorry, aber beides gibt es nicht mehr, Myxin. Es tut mir leid, das ist für mich gestorben.«

»Ich sehe keinen Grund, John!«

Ich wollte ihn anschreien und schaffte nur ein Krächzen. »Verflucht noch mal, schau mich an! Zu was bin ich denn geworden? Zu einem… zu einem Menschen, den das Alter gezeichnet hat. Da kannst du sagen, was du willst, es ist so.«

Der kleine Magier gehörte zu den Wesen, die zwar menschlich aussahen, abgesehen von seiner leicht grünlich schimmernden Haut, aber er brauchte nicht zu atmen, er kam auch ohne Nahrung aus, was er durch den mehr als zehntausendjährigen Schlaf bewiesen hatte. In diesem Augenblick aber sah es aus, als würde er lange und seufzend tief Luft holen. Dabei schüttelte er den Kopf. »Zieh dich nicht zurück, John. Es wäre ein schlimmer Fehler, glaub es mir.«

Ich stierte ihn an. »Was soll ich denn machen?«

»Nachdenken.«

Eine klare Antwort, mit der ein Mensch auch etwas anfangen konnte.

Nur ich konnte oder wollte nicht, darüber war ich mir selbst nicht im klaren. »Worüber soll ich denn nachdenken, Myxin. Kannst du mir das sagen?«

»Ja, über eine Lösung.«

Ich schaute ihn an, um herauszufinden, ob er es ernst meinte. Sein Gesichtsausdruck blieb normal. Er hatte nicht versucht, mich auf den Arm zu nehmen. »Eine Lösung?« flüsterte ich, »nein, Myxin, die gibt es nicht. Zumindest sehe ich keinen Weg.«

»Das kann ich mir gut vorstellen, John. Du strengst dich nicht an, das ist es.«

»Würdest du das in meiner Lage?«

»Bestimmt. Ich habe lange in einem magischen Schlaf gelegen, das weißt du genau. Ich kann dir und Suko dankbar dafür sein, daß ihr mich aus dieser unnatürlichen Ruhe geweckt habt. Auch für mich hat es eine Lösung gegeben, es wird sie auch für dich geben. Zudem arbeiten wir alle an diesem Problem.«

»Wer ist wir?«

»Ich schließe Anwesende mal aus«, erklärte Myxin mit ruhiger Stimme. »Das sind Suko, die Conollys, Jane, Lady Sarah, Sir James. Sie alle machen sich ihre Gedanken und Sorgen, damit du wieder zu dem wirst, der du einmal gewesen bist.«

»Klar, daran glaube ich sogar. Ich bin euch auch dankbar. Nur sehe ich keine Erfolgsaussichten, Myxin. Ich weiß nicht, wie es laufen soll. Ich bin mir völlig im unklaren. Ich versuche…«, meine Stimme erstickte. Mit beiden Händen strich ich über die Wangen.

»Nein, ich versuche überhaupt nichts. Es hat keinen Sinn, weil ich den Anfang nicht finde. Ich weiß nicht, wo ich die Brücke betreten soll.«

»Wir werden den Steg finden. Wir alle strengen uns an. Du hast doch den Gral?«

»Ja.«

»Wir sollten uns mit ihm beschäftigen. Vielleicht ermöglicht er uns eine Chance.«

»Das habe ich schon getan.«

Jetzt mischte sich Kara ein. »Intensiver, John. Du hast es nicht intensiv genug getan. Du wirst die Möglichkeiten bestimmt nicht ausgeschöpft haben.«

»Das weiß ich nicht.« Ich hob die Schultern. »Was können denn Suko und die anderen schon tun, frage ich euch. Was denn? Ich glaube, die schaffen nichts.«

»Sie werden jedenfalls mit mehr Elan an die Dinge herangehen wie du, John.«

»Ist das ein Wunder? Ihr braucht mich, den Alten, doch nur

anzuschauen.«

»Das ändert sich!« rief Kara beinahe wütend. »Wir haben Möglichkeiten, wir werden es mit dem Gral, auch mit Hilfe der Steine und vielleicht mit Myxins Maske versuchen…«

»Ja, um in Atlantis zu landen. Darauf läuft die Hilfe der *flaming stones* letztendlich hinaus. Atlantis und Avalon fangen beide mit dem gleichen Buchstaben an, aber sie sind trotzdem so verschieden. Beide passen nicht zusammen.«

»Dann hast du persönlich keinen Plan?« erkundigte sich der Eiserne Engel, der ebenfalls gekommen war.

»Nein, noch nicht.«

»Du kannst so lange bei uns bleiben, wie du willst, John!« schlug Kara vor. Sie lächelte mich an. »Das meine ich ernst. Es ist nicht nur irgendeine Floskel.«

Ich lächelte zurück, obwohl es mir schwerfiel. »Ich würde euch schon sehr bald auf die Nerven fallen, glaubt es mir. Dann könnt ihr durchatmen und euch freuen, daß ihr mich los seid. Ich werde mich noch etwas ausruhen, damit hat es sich dann auch.«

»Dann gehst du?« fragte Myxin.

»Ja.«

»Wohin?«

Ich holte tief Luft und stellte fest, daß mir die Rippen weh taten.

»Wohin, wohin?« wiederholte ich. »Zurück in meine Welt, wenn du es genau wissen willst. Ich kann euch nicht auf den Wecker fallen. Dieses Refugium ist etwas Zeitloses in einer hektischen Welt. Es ist unnahbar, es ist wie eine Insel. Für euch und eure Aufgabe ideal, für mich weniger. Trotz meines Aussehens gehöre ich unter die Menschen.«

Kara nickte. »Das stimmt, John. Die Frage ist nur, an welchen Platz du gehen willst.«

»Keine Ahnung.«

»Deine Wohnung?«

Ich starrte Myxin kopfschüttelnd an. »Bist du wahnsinnig? Ich werde doch meinen Freunden so nicht unter die Augen treten. Das kann ich ihnen nicht zumuten.«

»Freunden schon.«

»Ich will es mir auch nicht antun!« schrie ich. »Versteht ihr das nicht? Ich brauche kein Mitleid. Auch wenn niemand etwas über meinen Zustand sagen wird, ich kann mir ihre Blicke jetzt schon vorstellen. Sie werden prüfend über meine Gestalt gleiten, niemand wird mich auf meinen Zustand hin ansprechen, aber jeder wird genau wissen, was damit gemeint ist.«

»Dann machst du es dir selbst schwer, John.«

»Vielleicht.«

»Hast du schon einen Wunsch?« fragte Kara.
Ich hob die Schultern. Dann stand ich auf und nickte Myxin zu, der etwas zurückgegangen war. »Du kommst von Suko. Hast du erfahren, was er und die anderen vorhaben? Wo sie versuchen werden, mit ihren Recherchen anzusetzen?«
»Das habe ich leider nicht.«
»Sie sind ratlos – oder?«
»Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen. Der Fall ist vorerst abgeschlossen. Wir alle müssen uns erholen und neu nachdenken. Wir müssen alles noch einmal Revue passieren lassen, wir werden dabei auf jede Kleinigkeit achten. Uns darf nichts entgehen, verstehst du? Vielleicht haben wir einen Fehler gemacht oder etwas übersehen. Wenn wir einen derartigen Punkt finden, John, können wir dort ansetzen. Alles wird sich von allein regeln.«
Ich setzte ein Lächeln auf. »Wenn euch das gelingen sollte, wäre es toll.«
»Das muß uns einfach gelingen.«
»Mal sehen.« Ich wischte über die Stirn. »Wenn ich euch um eines bitten dürfte…«
»Immer«, sagte Kara lächelnd.
»Ich fühle mich ausgelaugt, kaputt. Kann ich mich hier ausruhen? Niederlegen?«
»Selbstverständlich.« Kara legte mir eine Hand auf die Schulter.
»Das wird wohl am besten sein.« Sie lachte, auch wenn es unecht klang. »Es ist so, John, wenn du dich ausgeruht hast, sieht vieles ganz anders aus, das kannst du mir glauben.«
»Vielleicht.« Ich starrte zu Boden. Mir war noch etwas eingefallen, was ich nicht so recht formulieren konnte, deshalb mußte ich einige Zeit überlegen. »Ich möchte euch noch um einen Gefallen bitten. Ihr wißt, wie es in mir aussieht. Ihr kennt meinen äußeren Zustand. Ich weiß, daß ihr von hier aus die normale Welt betreten könnt und blitzschnell an einer bestimmten Stelle seid. Ihr würdet es auch schaffen, meine und eure Freunde hier zu den Steinen zu holen. Das ist der Grund für meine Rede. Bitte, bleibt allein hier. Holt keinen mehr herbei. Suko kennt mich, die Conollys kennen mich nicht in diesem Zustand. Ich möchte auch, daß dies so bleibt. Sie sollten mich nicht unbedingt sehen. Darf ich da auf eure Hilfe hoffen?«
Kara und Myxin schauten sich an, als wollten sie gegenseitig in ihren Gesichtern forschen. Schließlich nickte die Schöne aus dem Totenreich. »Ja, ich verspreche es.«
»Danke.«
Ich fügte nichts mehr hinzu. Betten gab es genug. Ich konnte mir sogar eines aussuchen. So wie ich war, legte ich mich nieder. Trotz der schlimmen Vorfälle, die ich erlebt hatte, fielen mir sehr schnell die

Augen zu.
Der Körper verlangte eben nach Ruhe.
Welch einer Zukunft ich entgegenschlief, wußte ich nicht. Hoffentlich keiner zu schlimmen…

***

Dave Bishop kam in den Aufenthaltsraum und winkte mit der Liste, die der Computer ausgespuckt hatte. Als Don Beck das Geräusch hörte, schaute er von seiner Kaffeetasse hoch und schob auch die Zeitung zur Seite. »Hast du es, Dave?«
»Sicher.«
»Wie lang ist die Liste?«
Bishop ließ sich auf den zweiten Stuhl fallen. »Verdammt lang, meine ich.«
»Dann müßte ich noch ein paar Filme mehr einstecken.« Beck rührte den Kaffee um.
»Wird wohl besser sein.«
Beck – er war klein, drahtig, dunkelhaarig und schwärmte für Drei-Tage-Bärte, deutete auf die zur Seite gelegte Zeitung. »Die haben auch Bilanz gezogen. Weißt du eigentlich, daß es verdammt schlimm in unserem Land aussieht? Der Sturm hat gewütet wie einige tausend Riesen zugleich. Das war noch nie.«
»Ja, das Klima geht kaputt.«
Beck verzog den Mund. »Wem sagst du das? Wir bekommen es fast täglich zu sehen.«
Die beiden Männer gehörten einer Behörde an, die sich mit Umweltschutz beschäftigte, aber auch eine gewisse Ursachenforschung betrieb, was Naturkatastrophen anging. Bishop und Beck arbeiteten in der Abteilung Schadensermittlung. Während Bishop zu den besten Piloten zählte, verstand es Beck hervorragend, mit einer Kamera umzugehen. Jetzt, wo auch der zweite Sturm abgeflaut war, hatte man die beiden dazu eingesetzt, über ein bestimmtes Gebiet zu fliegen, Fotos zu schießen, damit man sich ein Bild vom gesamten Ausmaß der Katastrophe machen konnte. Der Orkan hatte an manchen Stellen regelrechte Schneisen und Bahnen in die Wälder geschlagen.
Auch diese kahlen Inseln sollten fotografiert werden. Experten würden sich mit den Aufnahmen beschäftigen und aus ihnen einiges herauslesen, was für einen normalen Menschen, der sich mit dem Thema nicht beschäftigte, kaum möglich war.
Bishop zündete sich eine letzte Zigarette an. Er war ein breitschultriger Mann mit einem grauen Kinnbart. Die Pilotenjacke gab seinem Oberkörper etwas Kastenförmiges.
Beck schaute die Auswürfe des Druckers an. Einige Male nickte und murmelte er etwas vor sich hin. Schließlich legte er die Papiere zur

Seite.

»Mies, wie?« fragte Dave.

Beck nickte. »Und wie. Wir werden Arbeit haben.« Er stand auf.

»Warte, ich hole noch ein paar Filme.«

Bishop ging zum Automaten, warf eine Münze ein und schaute zu, wie der Kaffee in einen weißen Plastikbecher strömte. Er trank ihn heiß, ohne Zucker und auch ohne Milch. Zwar widerte ihn das Zeug jedesmal an, doch er konnte davon nicht lassen.

Beck kehrte zurück. Er packte die Filme in den Alukoffer, in dem auch seine Spezialkameras untergebracht waren. Die Hauptkamera trug er nicht bei sich. Sie befand sich, durch eine Hülle geschützt, unter dem Rumpf des Hubschraubers und ließ sich von der Kanzel aus per Fernbedienung steuern.

Draußen empfing die beiden Männer zwar kein Sturm, dafür wehte ihnen ein steifer Wind in die Gesichter. Der Himmel zeigte ein winterliches Bleigrau. Darunter war die Luft klar.

Bishop flog den Kopter. Er meldete sich über Funk ab, bekam die Starterlaubnis und zog das schwirrende Insekt aus Glas und Metall in die Höhe.

Sie besaßen keinen Plan, nach dem sie sich zu richten hatten. Es blieb ihnen überlassen, wie sie ihr Gebiet aufteilten. Zunächst wollten sie weg aus London.

Die Station lag im Norden der Stadt. Sie huschten über traurig aussehende Wohnblocks hinweg und waren mit sich und ihren Aufgaben beschäftigt. Beck überprüfte seine Kameras. Darin war er ein Pingel, denn auf sein Handwerkszeug ließ er nichts kommen.

»Alles okay?« rief Bishop.

»Bestens.«

»Hervorragend.« Er gewann an Höhe, korrigierte den Kurs und lenkte die Maschine in Richtung Norden.

Sehr bald erreichten sie die Stadt Luton. Hier wiederum schwenkten sie nach Osten ein und sahen unter sich das gewaltige Waldgebiet, das von ihnen auf Sturmschäden untersucht werden sollte. Es war kein zusammenhängendes Areal. Zwischen den Waldstücken schimmerten die großen Wiesen- und Weideflächen, sie entdeckten auch die kleinen Dörfer und Orte, aber sie konnten auch mit bloßem Auge erkennen, was der Sturm an Chaos hinterlassen hatte.

Manche Waldstücke wirkten so, als hätte man einfach etwas aus ihnen herausgerissen. Rücksichtslos und brutal.

Die beiden Männer waren ein eingespieltes Team. Sie brauchten kaum etwas zu reden, da konnte sich der eine auf den anderen verlassen. Bishop wußte, wie er zu fliegen hatte, und Beck war dabei, die Aufnahmen zu machen. Er hatte das Cockpit an seiner Seite geöffnet und sich in die Halteschlaufe gestellt.

Die Kamera am Auge, beugte er sich vor und knipste. In dieser Position war er für die Details zuständig.

»Geh noch tiefer!« rief er gegen den scharfen Wind an.

»Hast du einen Grund?«

»Kann sein.«

»Okay, Don.«

Beck war sich nicht sicher. Er glaubte allerdings, eine besonders interessante Stelle entdeckt zu haben. Man konnte sie auch als einen Fleck im Wald oder im Grün bezeichnen. Da waren zwar Bäume durch den Orkan geknickt worden, allerdings so gefallen, daß sie etwas anderes, das möglicherweise unter oder zwischen ihnen verborgen geblieben war, hervorgeholt hatten.

Etwas Großes, Graues…

Nicht nur durch die Kamera zu erkennen, selbst mit dem bloßen Auge entdeckte Beck diesen Gegenstand und hatte den Eindruck, daß es sich bei ihm um einen Fremdkörper handelte.

Er gab Dave mit der linken Hand ein Zeichen. Bishop hatte begriffen. Er würde den Kopter in einen Kreis fliegen und dabei über einer bestimmten Stelle bleiben.

»Noch tiefer?« rief er.

»Ja.«

»Willst du dich abseilen?«

Beck zog sich etwas zurück. Gebückt schaute er den Piloten an.

Sein Haar war durch den Wind in die Höhe gewirbelt worden. »Im Moment noch nicht, aber es ist möglich, daß ich nach unten will. Hast du nicht auch diesen grauen Klotz gesehen?«

»Stimmt.«

»Und was ist das?«

Bishop hob die Schultern. »Keine Ahnung. Ich dachte da mehr an einen Klotz, vielleicht ein Denkmal.«

Don strich seine Haare zurück, obwohl es keinen Sinn hatte. »Mir kam es komisch vor. Ich habe auch Bewegungen gesehen. Es war, als wären über den Klotz Tiere hinweggehuscht.«

»Du spinnst.«

»Kann sein, aber ich möchte mich genau erkundigen, Dave.«

»Das heißt, du willst runter?«

»Genau.«

Bishop kannte seinen Partner. Er wußte sehr gut, wie verantwortungsbewußt Don Beck war. Keiner, der den Job aus Abenteuerlust angenommen hatte. Wenn er aussteigen wollte, hatte das seinen Grund.

»Mir egal, Don. Ich bleibe über dir und kreise.«

»Klar.«

»Wie lange kann es dauern?«

»Nicht länger als zehn Minuten, dann habe ich mir die Umgebung angeschaut.«

Dave nickte. Er löste die Automatik, die Strickleiter fiel in die Tiefe.

Sie bestand aus sehr reißfestem Material und war neben dem Ausstieg gekippt worden.

Don Beck hängte zwei Kameras über seine Schultern und machte sich an den Ausstieg.

Die Strickleiter schwankte im Wind. Beck gehörte zu den Menschen, die dies nicht zum erstenmal taten, er kam damit gut zurecht.

Bevor er aus dem Blickfeld des Piloten verschwand, winkte er ihm noch einmal zu.

Dann stieg er die schwankende Leiter herab. Sie schwankte immer, auch wenn Bishop die Maschine ruhig hielt. Es lag allein an der Gewichtsverlagerung. Beck gehörte zu den gelenkigen Menschen. Fast so sicher wie auf einer Treppe ließ er die Trittstellen der Leiter hinter sich, schaute auch nach unten und mußte feststellen, daß sie noch eine zu große Höhe hatten. Durch Handzeichen machte er dem Partner klar, wie sich dieser zu verhalten hatte.

Bishop ließ den Kopter nach unten rutschen. Sehr weich, ohne harte Schwankungen. Das Ende der Leiter war nicht weit von dem Gegenstand entfernt, der so mächtig, grau und kantig aus dem Grün des Waldes hervorwuchs.

Durch Zeichen dirigierte Beck seinen Freund so, daß dieser sofort begriff.

Don wollte auf dem Schädel landen.

Nach dem zweiten Versuch klappte es. Plötzlich spürte er unter seinen Füßen den harten Widerstand. Er stand auf der Mitte des großen Kopfes, als hätte er nie zuvor etwas anderes gemacht. Das starke Gefühl eines Feldherrn überkam ihn.

Durch Winken gab er dem Piloten zu verstehen, die Maschine wieder in die Höhe zu ziehen.

Dave winkte zurück, und Beck atmete zunächst tief durch. Er stand auf dem massigen Steinschädel und mußte sehen, wie er wieder nach unten kam. Daß der Kopf derartige Ausmaße besaß, hätte er nicht für möglich gehalten. Der mächtige Klotz stand inmitten einer kleinen Schneise, die der Sturm hinterlassen hatte. Den Weg zum Erdboden konnte Beck über den Schädel nehmen und an dessen Ohren herabrutschen, wo er auch Halt bekommen würde. Er konnte sich auch für einen anderen Weg entschließen, der ihm sicherer erschien.

Durch einen Sprung erreichte er einen überstehenden Ast, umklammerte ihn, fand auf einem anderen Halt für die Füße und kletterte geschickt nach unten.

Weich landete er. Zweige, Laub, Äste, Baumstämme, manche nur angeknickt, andere wiederum einfach umgerissen, bildeten eine

Landschaft, die Ähnlichkeit mit der eines Dschungels besaß. Wer hier durchkommen wollte, mußte Lücken finden oder sich mit einer Säge den Weg freischlagen. Das war für Beck zur Nebensache geworden. Ein Umweltproblem wie dieses belastete ihn plötzlich nicht mehr. Viel interessanter war dieser mächtige Schädel, der überhaupt nicht in die Landschaft hineinpassen wollte. Es war ein Fremdkörper, der flößte Beck Furcht ein, worüber er sich wunderte, denn zu den ängstlichen Menschen zählte er nicht.

Er überkletterte zusammengedrücktes Strauchwerk, schob auch weitere Hindernisse zur Seite und stand so, daß er direkt in das mächtige Steingesicht schauen konnte.

Wie sollte er es beschreiben? Mächtig, wüst, furchteinflößend, unheimlich?

Da traf eigentlich alles zu, aber auch eine gewisse Glätte oder Kälte strahlte das Gesicht ab. Über der Stirn begann eine steinerne Welle, die wohl die Haare darstellen sollten. Die Lippen wirkten sehr breit, die geschlossenen Augen traten aus den Höhlen hervor, beide großen Ohren lagen ziemlich dicht an.

Blieb die Nase. Wie eine Felskante schaute sie hervor oder eine Treppe ohne Stufen. Das Gesicht befand sich in einer Ruhestellung, die Beck dennoch nicht gefiel. Er hatte den Eindruck, als könnte der Stein jeden Moment aus dieser tiefen Starre erwachen.

Im Magen spürte Don Beck einen Druck, der ihm überhaupt nicht gefiel. Dieses Gefühl trat immer dann auf, wenn sich etwas zusammenballte. Eine Gefahr.

Er war so in den Anblick des Schädels vertieft gewesen, daß er seine eigentliche Aufgabe vergaß. Schließlich war er gekommen, um dieses Monument zu fotografieren. Beck fiel es schwer, sich auf die Aufgabe zu konzentrieren, denn seine Gedanken drehten sich um den einen Punkt. Er fragte sich, woher dieser Schädel stammte. Die Gegend hier kannte er. Zusammen mit Dave hatte er sie schon einige Male überflogen und auch abfotografiert. Nur war ihnen beiden dieser mächtige Kopf nie zuvor aufgefallen. Er mußte sich bisher versteckt gehalten haben. Kein Spaziergänger und kein Jäger oder Heger hatte ihn bisher zu Gesicht bekommen. Das störte Beck.

Er schoß die Fotos.

Zuerst nahm er sich die Vorderseite des Schädels vor, dann ging er knipsend weiter und lauschte dem Geräusch des Motors, der den Film weitertransportierte. Irgendwie beruhigte ihn das Summen. Es klang so normal, stand im Gegensatz zur Existenz des Schädels.

Beck knipste den Film durch. Über sich hörte er das Brummen des Kopters. Das wiederum beruhigte ihn einigermaßen. Dave würde schon achtgeben.

Das Rascheln hörte er trotzdem. Blitzschnell fuhr er herum, entdeckte

kaum etwas. Nur ein paar Zweige, die noch nachwippten, weil sie angestoßen worden waren.

»Verflixt, ich mache mich noch selbst verrückt!« flüsterte er und schaute den Schädel wieder an.

Seine Augen weiteten sich. Er wollte sich gegen die Stirn schlagen, ließ es aber bleiben, denn er war nicht fähig, auch nur einen Arm zu heben.

Was da auf dem Kopf hockte, das… das konnte und durfte nicht sein. Ein Hase? Eine Katze?

Nein, keines von beiden, auch keine Mischung. Auf dem Kopf hockte eine Riesenratte und starrte aus bösen Augen zu ihm herab…

***

Weder Mensch noch Tier taten etwas. Die Ratte bewegte sich nicht, auch Beck war nicht in der Lage, nur einen Finger zu rühren. Er hatte nur Augen für die Ratte.

Die war nicht normal. Er wußte überhaupt nicht, ob sie lebte, echt war oder ein künstliches Geschöpf vor ihm hockte, jetzt sein Maul öffnete und die scharfen Zähne zeigte wie die Borsten auf einer Zahnbürste.

Dieses Monstrum mit dem grauen, buschigen Fell und dem langen Schwanz war einfach schrecklich. Einen anderen Ausdruck gab es dafür nicht, nur schrecklich.

Beck dachte an das Geräusch und konnte sich plötzlich vorstellen, daß diese Ratte noch Brüder besaß.

Der Gedanke daran jagte ihm eine Gänsehaut über den Rücken. Er merkte kaum, daß er den Film wechselte, denn was er hier vor sich sah, mußte er einfach fotografieren.

Vorhin war er über das Blut auf dem Podest geschockt gewesen.

Doch dieser neue Anblick hatte ihn wie ein Schlag unter die Gürtellinie getroffen.

Der Ratte schien es Spaß zu machen, fotografiert zu werden, denn sie rührte sich nicht. Dennoch wich die Furcht nicht von ihm. Beck kam sich vor wie jemand, der zunächst belauert werden sollte. Er spürte den unsichtbaren Ring noch enger werden. Er umklammerte die Brust, ließ ihm kaum die Chance, tief Luft zu holen.

Dieser Anblick war der reinste Psychoterror. Jedenfalls konnte er nicht mehr länger bleiben. Er hatte seine Pflicht getan, die Fotos waren im Kasten, mit dem Phänomen des Schädels und dem der Riesenratte sollten sich andere Menschen beschäftigen.

Beck wischte nicht einmal den Schweiß aus seinem Gesicht, als er zurückging. Er traute sich nicht, der Ratte den Rücken zuzudrehen, wenigstens jetzt noch nicht.

Da er die Umgebung einigermaßen kannte, kam er auch weg, ohne

zu stolpern. Ein quer liegender Baumstamm stoppte ihn. Die Rinde sah aus wie eine schwarzbraune, doppelt gelegte Haut. Wie nebenbei registrierte er die kleinen Kriechtiere, die über die Rinde krabbelten.

Hinter der anderen Seite des Stammes, damit im toten Winkel, hatte die zweite Ratte gelauert.

Sie blieb nicht so ruhig, denn sie jagte plötzlich in die Höhe. Als gewaltiges Monstrum wuchs sie vor Don Beck in die Höhe und schlug mit den beiden Vorderpfoten zu.

Beck war zu überrascht, um ausweichen zu können. Zwar erwischten ihn die Krallen nur an den Schultern und glitten auch am dicken Leder seiner Jacke ab, aber die Attacke hatte ihm gereicht. Er wußte, daß er im Kampf gegen die Ratten den kürzeren ziehen würde, so gab es für ihn nur noch eines.

Die Flucht!

Er verfluchte sich selbst, daß er vergessen hatte, die Walkie-talkies einzustecken. So wußte Dave Bishop nicht Bescheid. Er hockte im Hubschrauber, würde zwar in die Tiefe schauen, aber genaue Einzelheiten auszumachen war für ihn verdammt schwierig.

Beck schaute sich auch nicht mehr nach der ersten Ratte um, er wollte so schnell wie möglich weg.

Wie ein Wilder brach er durch das Unterholz. Hinter sich hörte er die Tiere.

Sie waren flink und schwer. Wenn sie sich abstießen, konnten sie das Unterholz durchbrechen, mit dem ein Mensch seine Mühe hatte.

Manchmal stellte es sich dem Flüchtenden wie ein sperriges Gitter entgegen, das er tretend und schlagend zur Seite räumen mußte.

Viel zu hoch entfernt kreiste über ihm der Hubschrauber. Beck winkte mit beiden Händen und konnte nur hoffen, daß der grüne Wald nicht zu dicht stand. Sein Freund mußte ihn einfach sehen und auch erkennen, in welche einer Lage er steckte.

Er kämpfte sich voran. Manchmal schrie er seine Wut hinaus, schaute zurück und sah die Ratte hinter sich.

In der Größe reichte sie ihm ungefähr bis zur Hüfte. Sie war groß wie ein Hund und doppelt gefährlich.

Er hetzte weiter, rutschte aus, fing sich wieder, fiel dann nach vorn in ein starres Geäst hinein, wo er für einen Moment festhing, sich wütend befreite, es noch schaffte, einen starken Ast abzubrechen, den er mit beiden Händen umklammerte.

Im Liegen fuhr er herum, beide Arme zurückschwingend und zum Schlag ausholend.

Die Ratte sprang.

Er drosch zu.

Der Ast hämmerte quer gegen die Schnauze des mutierten Tieres.

Beck hörte die Ratte wütend schreien, was ihm den Mut gab, erneut

zuzuschlagen.

Wieder erwischte er das Tier, hielt es sich zunächst vom Leib, sah aber schon zwei andere Ratten herbeihuschen.

Dagegen kam er nicht an.

Der Hubschrauber kreiste noch immer über ihm. Er hörte das Geräusch des Motors und sah, als er einen Blick in die Höhe warf, nicht nur die rettende Strickleiter, auch den Kreis über dem Dach der Maschine.

Als die Ratte noch einmal vorsprang, rammte er ihr den Ast entgegen. Mit einer Lanze hätte er das gräßliche Tier aufspießen können, diesen Ast aber drückte er nur tiefer in den Körper hinein, so daß sich im Fell eine kleine Kuhle bildete.

Dann schleuderte er seine provisorische Waffe weg und floh dorthin, wo die Leiter schwankte.

Dave hatte etwas bemerkt und die Richtung geändert. Er flog seinem Freund praktisch entgegen und sorgte dafür, daß der Kopter an Höhe verlor.

Jetzt peitschte das untere Ende der Kletterleiter bereits in die Kronen der Bäume hinein, wühlte sich dort durch, war aber für Beck leider unerreichbar.

Der wiederum hatte das Pech, in einen dichten Wirrwarr aus Unterholz und einem halb zur Seite geneigten Baum zu geraten. Für einen Moment hatte er das Gefühl, in einem Gefängnis zu hocken, in dem es auch eine Folter gab, denn die Ratte sprang ihn an.

Sie erwischte ihn hart, zwar riß die Jacke nicht, aber sie hatte eine Pfote so hoch ausgestreckt, daß sie die Haut in seinem Nacken zerkratzen konnte.

Blut drang aus der Wunde. Beck spürte den Schmerz, der trieb ihn weiter, und er brach sich den Weg frei. Etwas schlug hart gegen seine Stirn, er ignorierte es, weil er nur weiter wollte.

Und plötzlich sah er das Ende der Leiter.

Es kam ihm wie ein kleines Wunder vor. Bishop hatte eine fliegerische Glanzleistung geschafft und die Leiter genau in eine Lücke hineingehängt. Der Helikopter schwebte fast zwischen den Bäumen.

Nur haarscharf rasierten die scharfen Rotorblätter über die Wipfel hinweg. So etwas hinzulegen, schaffte nicht jeder.

Beck glaubte, Dave schreien zu hören. Das wiederum gab ihm Mut. Er mußte die Leiter beim ersten Versuch zu fassen kriegen, sonst war es vorbei.

Beck sprang.

Die Leiter aber schwang, und sie pendelte genau in seine Richtung.

Wie vom Wind bewegte Blätter zitterten die Sprossen vor seinen Augen. Er warf sich nach vorn und packte mit beiden Händen zu.

Pech und Glück trafen zusammen.

Die Rechte rutschte ab, mit der Linken bekam er eine Sprosse zu fassen.

»Zieh doch hoch!« brüllte er in den Motorlärm hinein. »Verdammt, zieh mich hoch!«

Ob Dave genau gesehen hatte, in welcher Lage er sich befand, wußte Don Beck nicht. Für ihn war es wichtig, in die Höhe gehievt zu werden und damit raus aus der unmittelbaren Gefahr zu gelangen. Auch als normale Tiere schafften es die Ratten, sich durch gewaltige Sprünge voranzubewegen. Das hatten sie als Mutation bestimmt nicht verlernt, im Gegenteil, sie mußten jetzt noch stärker sein.

Da kam es auf Sekunden an.

Er hing mit der einen Hand fest, empfand das Gewicht der beiden Kameras als Belastung und wunderte sich darüber, woher er den Mut nahm, in die Tiefe zu schauen.

Er hatte die verfluchten Ratten nicht sehen wollen, es reichte ihm, wenn er…

Sie waren plötzlich zu viert, und zwei von ihnen stießen sich mit gewaltigen Sprüngen ab.

»Zieh doch…!« kreischte Don.

Dann prallte ein Tier gegen ihn. Es war ein verdammt harter Schlag, der ihn schwanken ließ. Die Leiter segelte zur Seite, pendelte wieder zurück, und die zweite Ratte erwischte ihn ebenfalls.

Eine klammerte sich an Becks Hüfte fest, die andere hatte sich in seinem rechten Hosenbein verkrallt.

Sie bewegte die häßliche, weit aufgerissene Schnauze, nahm dabei Maß und biß zu.

Beck hörte sich schreien, denn die Zähne drangen durch den Hosenstoff, als wäre dieser gar nicht vorhanden.

Wie es die andere Ratte schaffte, in seinen Arm zu beißen, bekam er nicht mit, aber der Schmerz ließ ihn noch einmal aufheulen.

Don Beck rutschte ab!

Es hatte keinen Sinn, noch einmal nachzufassen. Während er fiel, hörte und sah er seinen Freund, dann verschlang ihn der Wald. So jedenfalls kam es ihm vor, als er aufschlug und sich die Natur über seinem Körper zusammenbog.

Der Schmerz des Aufpralls raste durch seinen gesamten Körper, von den Zehen bis hoch in die Stirn, wo er sich wie Blitze ausbreitete und unter der Schädeldecke herzuckte.

Die Umgebung verschwamm vor seinen Augen, sie hüllte sich ein in Schatten, aus denen sich plötzlich eine gefährliche Mutation hervorschälte.

Die Riesenratte!

Sie hielt den Schädel gesenkt, die Schnauze stand offen. Beide Hälften kamen Beck vor wie tödliche Sägen, und mehr waren sie im

Prinzip auch nicht.
Sie bissen zu.
Don Beck schrie nicht einmal. Er war einfach zu überrascht, daß er hier sterben sollte.
Über dem Ort des Todes kreiste ein Hubschrauber, dessen Pilot Tränen in den Augen hatte…

***

Wie Dave Bishop den Weg zur Basis gefunden hatte, wußte er selbst kaum zu sagen. Die Kufen hatten den Boden kaum berührt, als er sich aus der Maschine schwang und mit langen Schritten auf die Baracke zurannte. Die Furcht peitschte ihn voran, und er dachte daran, daß ihm wohl kaum jemand glauben würde.
Aber er besaß Beweise, denn die Kamera unter dem Rumpf des Kopters war die gesamte Zeit über eingeschaltet gewesen. Sie hatte mit einer nahezu grausamen Präzision alles genau eingefangen. Die Aufnahmen brauchten nur entwickelt zu werden, dann konnte er ihnen den Beweis für das Ungeheuerliche vorlegen.
Sein Vorgesetzter war nicht da. Beck telefonierte mit zitternden Fingern herum, bis er ihn endlich an der Strippe hatte. Er haspelte seinen Bericht herunter und hörte einen Kommentar, den er eigentlich erwartet hatte.
»Sind Sie betrunken, Bishop?«
»Nein, Sir, das bin ich nicht.«
»Was reden Sie dann für einen Mist?«
»Das ist kein Mist, Sir, es ist die reine Wahrheit. Sie können sich davon überzeugen.«
»Unsinn.«
»Verdammt noch mal!« schrie er los und hieb mit der Faust so hart auf den Tisch, daß es durch den Hörer dröhnte. »Don Beck ist tot. Begreifen Sie das nicht? Eine gewaltige Ratte hat ihn sich geholt und umgebracht. Wir sind von Ratten, nein, er ist von Ratten verfolgt worden. Wir müssen was tun.«
»Ja, gleich.«
»Nein, sofort. Ich habe die Filme schon weggebracht. Die Kamera hat alles beobachtet.«
»Ach so ist das.«
»Genau.«
»Bleiben Sie, wo Sie sind. Ich bin in spätestens einer halben Stunde bei Ihnen.«
»Sie finden mich im Labor.« Er hämmerte den Hörer auf den Kasten und schüttelte den Kopf. Was er da zu hören bekommen hatte, war ungeheuerlich. Aber konnte er seinem Boß einen Vorwurf machen? Er selbst hätte es ebenfalls kaum geglaubt. Daß sein Freund tot war,

daran zweifelte er nicht. Wahrscheinlich hatte die Kamera noch die letzten Minuten seines Todeskampfes eingefangen, eine schreckliche Wahrheit, die allerdings als Beweis hingenommen werden mußte.

Wie um Jahre gealtert schlich Dave Bishop in das große, moderne Fotolabor.

Er sprach mit dem Leiter, der bedauerte, daß die Bilder noch nicht fertig waren. »In ein paar Minuten haben Sie die Dinger, Dave. Mal was anderes: Sie sehen aus wie ausgekotzt.«

»So fühle ich mich auch.«

»Darf man erfahren, was passiert ist?«

Der Pilot stierte ins Leere. »Es ist etwas verdammt Schlimmes passiert. Wenn ich Ihnen das erzählen würde, Sie würden es mir kaum glauben, ehrlich nicht.«

»Hängt es mit den Fotos zusammen?«

»Ja.«

Dave wollte nicht mehr sagen. Er hätte sich am liebsten verkrochen und geheult, aber dieser Augenblick gehörte zu denen, wo man seinen kalten Verstand raushängen mußte. Da sollte man den großen Mann und Macker spielen, obwohl es im Innern ganz anders aussah.

Ein Laborant berichtete, daß die Fotos trocken wären. Der junge Mann sah fast so schlecht aus wie Dave. Auf dem Weg zum Arbeitsraum fragte er, ob die Fotos echt wären.

»Echter geht es nicht.«

»Scheiße!«

Diesen Kommentar und einen noch viel schlimmeren hätte auch Bishop geben können, als er die noch etwas feuchten Fotos vor sich auf dem großen Tisch mit der Kunststoffplatte ausbreitete.

Es waren Aufnahmen, die einem Betrachter das Blut in den Adern gefrieren lassen konnten.

»Wahnsinn!« keuchte Dave. »Das ist der reinste Wahnsinn. Wenn ich es nicht selbst gesehen hätte, würde ich an meinem eigenen Verstand zweifehl. Die Tiere…«

»Sind das Ratten?« fragte der Laborant, der ihm über die Schulter schaute und sich vorkam wie in einer Kältekammer.

»So ungefähr.«

»Wie können…?«

»Fragen Sie mich nicht weiter, Mann. Geben Sie mir eine Tüte. Bitte.«

»Sofort.«

Dave bekam sie, packte die Fotos ein stürmte grußlos und mit grünlichem Gesicht aus dem Labor.

In seinem kleinen Büro, mehr einer Kammer mit weißen Kunststoffwänden, überkam es ihn. Er setzte sich auf den Stuhl und verbarg sein Gesicht in beide Hände.

In dieser Haltung fand ihn sein Chef, als er leise den Raum betrat.

»Was ist mit Ihnen los, Dave?«
Bishop hörte nicht. Erst als ihn der Mann mit dem traurigen Hundeblick anfaßte, hob er den Kopf.
»Was ist denn?«
»Ich habe die Fotos.«
»Den Beweis also?«
»Richtig.« Er deutete auf die Tüte. »Da sind sie. Schauen Sie sich die Bilder an und geben Sie mir dann einen Kommentar.«
»Okay.«
Zwei Minuten später starrte Ray gegen die Wand. Sein Blick war leer. Plötzlich rannte er hinaus. Die Toilette lag nebenan. Dave konnte hören, wie die Spülung zweimal gedrückt wurde. Danach kehrte der Mann mit zitternden Knien zurück. Vor seine Lippen hielt er ein Taschentuch gepreßt.
»Was sagen Sie nun, Sir?«
»Hören Sie mit Ihrem Sarkasmus auf, Dave. Wenn das der Wahrheit entspricht…«
»Es ist die Wahrheit.«
»Wie war das denn?«
»Don stieg aus, er wollte diesen Kopf knipsen, da haben ihn die Ratten erwischt.«
»Einfach so?«
»Ja, zum Teufel.«
Ray überlegte, die Bilder wollte er nicht mehr anschauen. Mit der Rückseite nach oben packte er sie wieder ein. »Wir müssen etwas tun, Dave. Wir müssen unbedingt etwas tun.«
»Bravo und was?«
»Die Polizei…«
»Das ist mir zu einfach. Hier gehören keine normalen Polizisten hin, da muß man schon tiefer greifen.«
»Wie tief meinen Sie?«
»Scotland Yard, Ray. Sie müssen einfach Scotland Yard benachrichtigen.«
Der Mann nickte. »Ich glaube, das werde ich auch tun, Dave.«
Dann ging er hinaus.

***

»Kaffee, Tee… oder?« fragte Glenda leise, als sie das Büro betrat, in dem Suko hockte und dumpf ins Leere schaute.
»Nicht einmal das, oder?«
»Ja, ich weiß«, stöhnte sie und stellte ihre Tasse ab. Die Hände zitterten, und die Tasse tanzte leicht auf dem Untersatz. »Keine Spur, kein Zeichen, kein gar nichts.«
»Es war einmal John Sinclair«, sagte Suko müde.

Glenda verschluckte sich, als sie die Worte hörte. »Wie kannst du nur so reden?«

»Ganz einfach, Mädchen, weil ich noch nie eine derartige Situation erlebt habe. Es gibt keinen Weg zu ihm. John ist ein alter Mensch geworden und verschollen.«

Sie wehrte mit beiden Händen ab. »So kannst du das nicht sagen, Suko. Wir wissen von Myxin, daß Kara unterwegs gewesen ist, um John zu retten. Vielleicht hat sie es geschafft.«

»Hast du was gehört?«

»Das nicht.«

»Eben.«

»Dann fassen wir uns noch einmal in Geduld.«

Barsch winkte der Inspektor ab. »Glenda, ich bin wohl der einzige, der John in seinem gealterten Zustand gesehen hat. Und es hat mir einen Schock versetzt. Es war furchtbar, es war entsetzlich. Auch wenn John den Weg zurückgefunden hätte, er würde sich so bei uns nicht mehr blicken lassen.«

»Moment mal, du gehst davon aus, daß er als alter Mann zurückkehrt und nicht als normaler?«

»Bis jetzt ja.«

»Ich bin da optimistischer und vertraue sogar auf den Dunklen Gral. Er hat John gegenüber einfach etwas gutzumachen. So simpel ist das.« Sie lächelte.

»Gott bewahre dir deinen Optimismus, Kind.«

Glenda hob die Schultern. Ihr von Müdigkeit gezeichnetes Gesicht zeigte plötzlich einen traurigen Ausdruck. »Das weiß ich selbst, Suko, aber man muß sich ja Mut machen.« Ihre Stimme zitterte so stark wie die Finger, als sie nach der Tasse griffen.

Der Inspektor dachte daran, als er mit Bill Conolly und Jane in der Wohnung des Geisterjägers beisammen gewesen war. Sie hatten gemeinsam auf den geflüchteten John Sinclair gewartet und zuvor auch eine Spur von ihm im Hyde Park entdeckt, aber John war von einem riesenhaften Reiter in eine andere Welt entführt worden. In der Wohnung war dann Myxin erschienen, um ihm zu erklären, daß Kara mit Hilfe des Spuks versuchte, John Sinclair zu finden und wieder zurückzuholen. Das hatte bisher keinen Erfolg gezeigt. Irgendwann in der Nacht war auch Myxin verschwunden und hatte die Freunde zurückgelassen.

Nicht mal einen Hinweis hatte es auf den Verbleib des Geisterjägers gegeben, keinen Tip, keine Spur – John Sinclair war und blieb verschwunden.

Verschollen auf einer geheimnisvollen Insel mit dem Namen Avalon. Dieses Eiland geisterte durch zahlreiche Sagen und Legenden.

König Artus hatte es aufgesucht, um zu sterben. Merlin, der Zauberer,

herrschte ebenfalls über Avalon, aber existierte die Insel denn?
Suko wußte es nicht. Vielleicht John und Kara, nur waren die nicht da.
Er hob den Kopf. Wegen des fehlenden Schlafs fühlten sich seine Augenlider schwer wie Blei an. Er sah Glenda, die ebenfalls verzweifelt aussah und sich große Sorgen machte.
»Doch einen Kaffee?« fragte sie.
»Okay.«
Sie ging und ließ Suko in der Stille zurück, die ihm vorkam wie ein Gefängnis. Er mochte sie nicht, er haßte sie plötzlich, denn er vermißte das Leben, das sein Freund John Sinclair in diesen Raum hineingebracht hatte. Sein Platz war verwaist, der Stuhl an den Schreibtisch herangeschoben, und Suko kam es vor, als hätte John das Büro für immer verlassen.
Nur nicht trübsinnig werden! hämmerte er sich ein. Zusammenreißen und nicht in irgendwelche Depressionen verfallen.
Glenda kam mit dem Kaffee. Derart frisch aufgebrüht schmeckte er auch Suko, dem Teetrinker.
»Danke.«
Glenda blieb bei ihm. »Sir James ist auch im Hause, hat aber noch nicht nach dir gefragt.«
Suko winkte ab.
Glenda redete weiter, weil sie die beklemmende Stille einfach nicht ertragen konnte. »Was ist denn mit Jane Collins? Versucht sie über Sarah Goldwyn weiterzukommen?«
»Kann sein.«
»Soll ich sie anrufen?«
Suko winkte ab. »Das hat keinen Sinn. Wenn die beiden etwas finden, erfahren wir es zuerst.«
»Bestimmt hat die Horror-Oma Literatur über Avalon.«
»Das kann schon sein, Glenda. Wir kennen die Geschichte schließlich auch. Nur ist das nichts Konkretes, mit dem wir John Sinclair beistehen können. Avalon ist die Nebelinsel, und der Begriff ist ebenfalls nebulös. Daran änderst du nichts.« Suko trank einige Schlucke und genoß das Aroma. Dann meinte er: »Eigentlich habe ich auch einen Teil Schuld.«
»Wie das denn?«
»Will ich dir sagen, Glenda. Ich hätte besser achtgeben und mich nicht von John überwältigen lassen sollen. Aber es kam zu plötzlich. Er… er griff mich an und schlug mich zusammen. Als ich wieder erwachte, war er verschwunden.«
Glenda hob die Schultern. »Ich weiß nicht mehr weiter, Suko.«
»Das weiß wohl keiner von uns.«
»Ich… ich kann auch nicht arbeiten, verstehst du? Ich hätte mich

hinsetzen müssen, um Berichte zu schreiben. Ich muß die Spesenabrechnung machen, aber ich schaffe es einfach nicht. Ich bin wie vor den Kopf geschlagen.«

Suko wußte nicht, was er Glenda antworten sollte. Ihm erging es ebenso. Das Telefon enthob ihn einer Bemerkung. Er meldete sich mit müder Stimme und hörte eine ebenso müde durch den Hörer klingen.

»Also nichts«, sagte Bill Conolly.

»So ist es.«

Der Reporter stöhnte auf. »Weißt du, Suko, ich habe überlegt wie selten und auch mit Sheila diskutiert, aber wir haben keine Lösung gefunden. Über Avalon gibt es einfach zu viel. Und dieses Viele stellt sich als Seifenblase heraus. Alles zerplatzt, du hast nichts, wonach du greifen kannst. Weder einen Hinweis noch eine Spur, obwohl ich davon überzeugt bin, daß wir irgend etwas übersehen haben, Suko.«

»Was macht dich so sicher?«

»Ich habe keine Ahnung. Ich bin nur der Ansicht, daß wir etwas vergessen haben.«

»Ich sehe das nicht so. Mal ehrlich, Bill. Machst du dir da nicht etwas vor?«

»Nein!«

»Sollen wir das Ganze noch einmal durchsprechen?«

Der Reporter atmete auf. »Du hast es erfaßt, Suko. Ich wollte dich fragen, ob ich zu dir kommen kann. Wir müssen gemeinsam noch einmal alles Revue passieren lassen. Der Orkan ist vorbei, die Stra ßen wieder passierbar; in London ist aufgeräumt worden. Ich werde gut durchkommen, nehme ich an.«

»Hat das etwas mit Nadine zu tun, daß du so denkst?« erkundigte sich der Inspektor.

»Nein, die Wölfin zeigt keine Reaktion. Das ist auch nicht ihre Welt, glaube ich.«

»Okay, ich warte dann auf dich im Büro.«

»Ja, bis gleich. Oder willst du erst etwas essen?«

Suko lachte Bill aus. »Mein lieber Mann – ich und etwas essen? In dieser Lage? Ich würde ja nicht einmal den kleinsten Bissen runterbekommen.«

»Kann ich dir nachfühlen, Kumpel. Bis später dann.« Bill legte auf.

Suko wandte sich an Glenda, die aufstand und sagte: »Ich werde noch einen Kaffee kochen.«

»Okay, mach das.« Auch Suko erhob sich. Vom langen Sitzen war er steif geworden und dehnte seine Glieder. Dieser Tag war einfach schlimm. Heute kamen ihm die Stunden wesentlich länger vor als normal. Sie zogen sich wie Kaugummi.

Was konnte man tun?

Nichts, überhaupt nichts. Auch der graue Himmel über London gab

keine Auskunft. Südwind spielte mit den Wolken. Für die Jahreszeit war es viel zu warm. Dieser Winter war keiner gewesen. Im Januar hatte es keinen Schnee gegeben und in der ersten Woche des Februars ebenfalls nicht. Nur der verdammte Sturm war zweimal wie der Atem des Teufels über die Stadt hinweggefegt und hatte Schäden hinterlassen, die in die Millionen gingen.

Wieder meldete sich der Apparat.

Hoffnungsfroh hob Suko ab und hörte die Stimme seines Chefs.

»Können Sie zu mir kommen, Suko?«

»Natürlich.«

»Ich warte.«

Nachdenklich legte Suko auf. Er versuchte, die Stimme seines Chefs zu analysieren, was ihm nicht gelang, denn sie hatte emotionslos geklungen. Es war die Art des Sir James, im Timbre der Stimme kaum Gefühle zu zeigen.

Im Vorzimmer schaute Glenda ihn fragend an. »Ich bin beim Alten«, sagte er nur.

»Wegen John?«

Suko hob die Schultern. »Wahrscheinlich. Wobei ich kaum damit rechne, daß es Neuigkeiten gibt.«

»Vielleicht doch.« Glenda versuchte ein Lächeln, es wirkte sehr verkrampft.

»Ich sage dir dann Bescheid.« Suko verließ das Zimmer, ging über den Flur und hätte am liebsten gegen den Kaffee-Automaten getreten, so wütend fühlte er sich.

Doch es war nicht seine Art. Dennoch betrat er mit einer gewissen Erwartung das Büro des Superintendenten…

***

»Bitte, Suko, nehmen Sie Platz!«

»Danke sehr. Gibt es etwas Neues?«

Sir James schaute ihn über die Schreibtischplatte hinweg an. »Sollte es das geben?«

»Und ob.«

Der Superintendent lächelte. »Wenn es der Fall gewesen wäre, würde ich nicht hier wie angeklebt sitzen. Ich kann Ihnen sagen, es gibt nichts Neues.«

»Bei mir auch nicht. Dennoch wollten Sie mich sprechen, Sir.«

»Das ist richtig.« Er lehnte sich zurück und hob die Brille hoch.

Anschließend nahm er einen Schluck von seinem kohlesäurefreien Magenwasser. »Wir beide sind dem Yard verpflichtet, Suko, wir beide bekommen unser Geld vom Yard und können, auch wenn es uns schwerfällt, den Kopf nicht in den Sand stecken.«

»Stimmt.«

»Die Arbeit muß weitergehen, auch wenn Sie direkt nichts mit Johns Schicksal zu tun hat.«

»Verstehe, Sir, es gibt da einen neuen Fall.«

»So ist es.« Der Superintendent runzelte die Stirn und holte durch die Nase Luft. »Es ist da etwas passiert, das nicht nur mir Kopfzerbrechen bereitet. Man ist an höherer Stelle alarmiert und hat mich jedenfalls um schnellste Aufklärung gebeten.«

»Worum geht es, Sir?«

»Um mutierte Ratten, Monsterratten.«

Suko hob die Augenbrauen. »Wo? Hier in London oder…«

»Sie sind nicht hier in London entdeckt worden, sondern etwas nördlich der Stadt und scheinen drei- bis viermal so groß zu sein wie normale Ratten.«

»Gibt es Zeugen?«

»Nicht nur das, Suko, auch Beweise, Fotos. Das ist ja unser Vorteil. Ich habe sie hier.« Er hob einen Umschlag an. »Ich sage Ihnen schon jetzt, daß ein Teil der Aufnahmen nichts für schwache Nerven ist.«

Suko räusperte sich, enthielt sich ansonsten eines Kommentars, drehte die Tüte um und schüttelte sie. Die Fotos rutschten ihm auf die Handfläche.

Auf den ersten Blick erkannte er die Luftaufnahmen. Sie waren normal, dann aber nahm das Gesicht des Inspektors an Blässe zu, als er die Fotos anschaute, die einen Mann zeigten, der sich an eine Leiter klammerte und versuchte, die rettende Maschine zu erreichen. Es war ihm nicht mehr möglich gewesen, denn zwei überschwere Ratten hingen wie Betonklötze an seinem Körper.

Weitere Bilder zeigten den Mann im Gras liegend und was die Ratten mit ihm anstellten.

Suko schob die Fotos auf den Schreibtisch zurück. Auf seiner Stirn perlten Schweißtropfen.

»Ihr Kommentar, Inspektor?«

»Mutierte Ratten.«

Sir James nickte. »Genmanipulierte oder Magie?«

»Sie schließen auf letzteres, wie ich annehme?«

»Ja.«

»Ist der Körper abgeholt worden?«

Der Superintendent schüttelte den Kopf. »Er ist nicht abgeholt worden, Suko!«

»Wieso nicht?«

»Es war nichts mehr da. Die verfluchten Ratten haben ganze Arbeit geleistet.« Er sprach weiter, bevor Suko eine Zwischenfrage stellen konnte. »Es geht noch weiter. Nachdem ich die Nachricht bekam, habe ich Anweisungen gegeben, das Gebiet zum Sperrbezirk zu erklären. Es dürfen nur die Personen hinein, die dazu befähigt sind.«

»Also ich.«
»So ist es.« Der Superintendent beugte sich vor. »Ich will Ihnen auch den Grund erklären, Suko. Wenn Sie sich die normalen Fotos genau anschauen, werden Sie etwas sehen, das einfach nicht in diese Gegend hineingehört. Jedenfalls hat man von diesem Gegenstand bisher noch nichts gewußt. Es ist ein gewaltiger Kopf.«
Der Inspektor nahm die Fotos noch einmal an sich. Drei Aufnahmen zeigten den Kopf. Auf einer nur war er so zu sehen, daß Suko sein Gesicht erkennen konnte. »Er besteht aus Stein, nehme ich an.«
»Ja.«
»Wem gehört er? Wie kam er dorthin?«
Sir James hob die Schultern. Bei ihm sah es so aus, als wollte er aufstehen. »Das kann ich Ihnen leider nicht sagen, Suko. So seltsam es auch klingen mag, aber sein plötzliches Erscheinen haben wir dem Orkan zu verdanken. Er hat den Wald wie mit Riesenhänden auf- und umgeräumt, regelrecht durchstöbert. Aus diesem Grunde schaffte er auch den Kopf ans Tageslicht.«
Suko hatte nur mit halbem Ohr zugehört. Er bat um eine Lupe, die Sir James aus der Schublade holte.
Mit dem runden Glas vor dem Auge untersuchte Suko sehr genau das Gesicht. Der Superintendent beobachtete ihn dabei. Er sah, daß sich die Augen des Inspektors verengten und seine Lippen einige Male heftig zuckten.
»Ist was, Suko?«
»Ich denke schon, Sir.« Suko ließ die Aufnahmen sinken. Mit einer behutsam anmutenden Geste legte er die Lupe wieder zurück auf den Schreibtisch.
»Sagen Sie es.«
»Sir, ich bin mir beinahe hundertprozentig sicher, daß ich das Gesicht kenne. Ich habe es vor kurzem noch gesehen. Und ich kann Ihnen auch sagen, wem das Gesicht gehört.«
»Dann tun Sie es doch.«
»Dieser Kopf gehört zu einem Körper, den ich als Schattenreiter kennengelernt habe…«
»Brân?« unterbrach der Superintendent ihn.
»Genau, Sir. Und damit hätten wir möglicherweise die Spur zu John Sinclair…«

***

Sir James Powell saß auf seinem Stuhl, als wäre dies ein elektrischer, durch den jeden Moment ein Stromstoß jagen würde. Er hatte sich verkrampft, rührte sich nicht, bewegte auch beim Atmen durch den Mund kaum die Lippen.
Suko hockte ihm ebenso starr gegenüber. Er wartete auf eine

Reaktion seines Chefs.
»Sagen Sie das noch mal, Suko.« Der Inspektor wiederholte den Satz. Sir James stieß die Luft aus. Wie ein Ballon… »Das kann doch nicht wahr sein, das ist einfach unmöglich. Das … das begreife ich nicht.«
»Es entspricht den Tatsachen, Sir.«
»Sie sind sich ganz sicher?«
»So sicher wie eine alte Legende oder Sage sein kann, Sir. Der Riese Brân wurde irgendwann im Kampf durch eine vergiftete Lanzenspitze getötet. Bevor er starb, gab er den Auftrag, ihm den Kopf abzutrennen und ihn nahe London aufzustellen, als Abschreckung für seine Feinde. Jetzt frage ich Sie, Sir! Wo wurde der Schädel gefunden? In der Nähe von London, einige Meilen nördlich davon. Das nämlich muß genau der Platz sein, der in der alten Sage nur unvollständig beschrieben worden ist.«
Sir James leerte sein Glas mit einem langen Zug. Er konnte es nicht fassen, schüttelte den Kopf und stierte Suko an. »Wenn ich ja nicht wüßte, daß John Sinclair und Sie schon manches Mal das Unmögliche möglich gemacht haben, würde ich Sie jetzt auslachen. Das aber mache ich nicht, Suko. Ich glaube Ihnen.«
Zum erstenmal seit längerer Zeit lächelte der Inspektor. »Danke, Sir, danke. Das heißt auch, daß ich damit so gut wie freie Hand habe oder nicht?«
»Was Sie wollen.« Sir James stieß den Zeigefinger wie einen Speer vor. »Nur beantworten Sie mir eine Frage, Suko.«
»Gern.«
»Weshalb sind Sie so sicher, daß dies eine Spur zu John Sinclair ist? Weshalb?«
»Tja, Sir, da gehe ich einfach meinen Gefühlen nach, wenn Sie verstehen.« Er schüttelte den Kopf. »Nein, das ist Unsinn! Für mich ist es ein Hinweis des Schicksals. Der Riese Brân hat John entführt. Durch ihn müssen wir wieder an ihn herankommen.«
»Er ist aus Stein.«
»Stimmt, Sir. Ich gebe allerdings zu bedenken, daß wir schon sehr lebendige Steinfiguren erlebt haben. Und nicht nur einmal. Das sehe ich etwas anders.«
»Sie meinen, daß der Kopf lebt?«
»Irgendwie schon, Sir.«
Der Superintendent nickte, bevor er mit dem Daumen durch sein Nackenhaar schabte. »Am liebsten würde ich mir den verdammten Schädel persönlich anschauen.«
»Lieber nicht, das erledige ich schon.«
»Und wie passen die mutierten Ratten zu ihm?«
Suko hob die Schultern. »Keine Ahnung. Ich werde es herausfinden.«
»Vielleicht hängt es mit der Müllkippe zusammen, die nicht allzu

weit entfernt liegt. Sie ist zwar nicht mehr in Betrieb, ich kann mir aber vorstellen, daß sich dort Ratten rumtreiben.«

»Die dann in Richtung Schädel gelaufen sind, meinen Sie?«

»Eine Theorie. Sie erreichten den Schädel und gerieten in seinen magischen Bann.« Sir James lächelte säuerlich. »Käme das auch Ihren Erfahrungen gleich?«

»Nicht schlecht, Sir.«

Der Superintendent schlug mit der flachen Hand auf den Schreibtisch. »Und jetzt, Suko, gehen Sie und versuchen Sie bitte, John Sinclair zurückzuholen.«

»Wüßte nicht, was ich lieber täte. Wie denn? Alt oder jung?«

»Normal.«

»Das meine ich auch, Sir.« Suko verließ den Raum. Auf dem Gang atmete er tief durch. War es wirklich der Zufall gewesen, der ihm diese Spur zugeführt hatte, oder eine Fügung des Schicksals? Er konnte es nicht sagen. Zudem wäre es müßig gewesen, darüber nachzusinnen, er mußte es eben so nehmen wie es kam.

»Glenda, ich habe eine…«

»Was hast du?« fragte eine Männerstimme dazwischen. Es war Bill Conolly, der im Vorzimmer stand.

»Eine Spur, Bill.«

Der Blick des Reporters flammte auf. »Von John?«

»Möglich.«

»Dann raus damit!«

»Setz dich erst mal.«

Die beiden Männer blieben im Vorzimmer. Glenda hatte frischen Kaffee zubereitet, Bill trank ihn, und in sein fahles Gesicht kehrte so etwas wie Leben zurück. Auch er sah schlecht aus. Die Ereignisse um John Sinclair hatten ihn verdammt stark mitgenommen. »Bevor du etwas sagst, Suko, ich bin nicht allein gekommen.«

Der Inspektor sah sich suchend um. »Ist Sheila auch hier?«

»Nein, weder sie noch Johnny. Ich habe Nadine mitgebracht. Sie wartet unten im Wagen. Und wir beide lassen uns auch nicht abwimmeln, das vorweg gesagt. Wir sind mit von der Partie, Suko.«

»Klar, ich habe nichts anderes behauptet. Nur möchte ich dich fragen, ob die Wölfin es auch mit Riesenratten aufnehmen kann?«

»Wieso das?«

»Weil wir es wahrscheinlich mit diesen Mutationen zu tun bekommen werden.«

»Dann rück mal raus damit.«

Was Suko auch tat. Er gab den beiden einen umfassenden und sehr präzisen Bericht. Bill und Glenda kamen aus dem Staunen nicht mehr heraus. Sie wußten dazu auch nichts zu sagen, die Fragen stellten sie erst später. Nur bekamen sie keine Antworten.

»Es tut mir leid, Freunde, aber wir müssen hin und dort versuchen, die Spuren aufzunehmen, falls es welche gibt.«
Bill Conolly nickte. »Weißt du was, jetzt bin ich sogar froh, Nadine mitgenommen zu haben. Riesenratten killt die Wölfin zum Nachtisch, habe ich mal gehört.«
»Da wäre ich mir nicht so sicher«, meinte Suko und griff nach seiner Jacke.
Beide verabschiedeten sich von Glenda. Ihr war anzusehen, unter welch einem Druck auch sie litt, denn sie hatte Mühe, ein Weinen zu unterdrücken…

***

Wie lange ich geschlafen hatte, wußte ich nicht. Jedenfalls wurde ich sehr plötzlich wach und kam mir im ersten Moment völlig fremd vor. Ich konnte mich nicht mehr daran erinnern, wo ich eigentlich steckte. Mit offenen Augen lag ich auf dem Rücken und schaute gegen das schwache Licht, das durch eines der seitlichen Fenster sickerte.
Trotz des Schlafes fühlte ich mich erschöpft, unausgeruht, durcheinander und mußte einige Minuten nachdenken, bevor mir alles wieder in den Sinn kam.
Geträumt hatte ich nicht. Mir war das normale Alter genommen worden, und ich hatte auch der Nebelinsel Avalon einen Besuch abgestattet. Von Kara war ich befreit und zu den Flammenden Steinen gebracht worden. Ja, das war es. Ich mußte mich noch bei den *flaming stones* befinden, in dem Blockhaus, in dem Myxin, Kara und der Eiserne so etwas wie eine Wohngemeinschaft bildeten.
Mühsam setzte ich mich auf. Meine Knochen schmerzten, ich war verschwitzt und sehnte mich nach einem Bad, was hier sogar möglich war, aber nicht in einem perfekt gestylten Badezimmer, sondern in einem kleinen Nebenraum, wo eine Pumpe das aus dem Bach abgeleitete Wasser in einen Bottich förderte, der beim Leeren eine Wanne oder einen Waschzuber füllte.
Bei Freunden fühlte man sich zu Hause. Ich fragte nicht erst um Erlaubnis, ließ den Zuber zur Hälfte vollaufen und reinigte mich mit einem dickem Stück Seife.
Das Wasser war lauwarm, deshalb verließ ich den Zuber schnell, trocknete mich ab und schlüpfte wieder in meine alte Kleidung.
Jetzt fühlte ich mich etwas besser, wenn auch nicht top, aber einen Zustand wie den normalen würde ich in meinem »Alter« wohl nicht mehr erreichen.
In der Hütte fand ich keinen der drei Bewohner. Sie hatten sich zurückgezogen. Als ich einen Blick nach draußen warf, entdeckte ich auch keine Spuren. Sie schienen sich in Luft aufgelöst zu haben. Die Steine ragten als stumme Zeugen in den Himmel. Mir wurde schon ein

wenig mulmig, denn ich kam mit dieser ungewöhnlichen Ruhe einfach nicht zurecht. Hatten Kara und der kleine Magier mich bewußt allein gelassen?

Ich gab mir nicht die Blöße, nach ihnen zu rufen und zog mich wieder in die Hütte zurück. Vielleicht sollte ich auch nur in Ruhe über mein weiteres Schicksal nachdenken können. Auch war ich der Ansicht, daß es nicht so weitergehen konnte und ich eine Entscheidung treffen mußte.

Den Kelch des Feuers konnte ich nicht übersehen. Er stand sehr günstig, der Blick fiel nach dem Eingang direkt auf ihn. Er stand da, als wollte er mich locken.

Ich ging auch auf ihn zu und dachte daran, welch eine Mühe es mich gekostet hatte, ihn in meinen Besitz zu bringen. Nun gehörte er mir, doch er hatte mich verraten.

Melusine de Lacre hatte ihn genommen, war darin eingetaucht und hatte sich auf die Reise in eine andere Welt machen können. Eigentlich verrückt.

Warum schaffte ich das nicht? Diese andere Welt wäre für mich ein ideales Versteck gewesen. Verschollen zu bleiben in einer anderen Dimension, einer anderen Zeit, an nichts mehr denken, die Sorgen vergessen, alles zurücklassend, ein Mensch, der für seine Freunde nur mehr aus Erinnerungen bestand.

Sollte es so enden?

Wenn ich näher darüber nachdachte, fand ich keine andere und bessere Möglichkeit. Dieses einfache Verabschieden war schon ideal, nur bekam ich schon jetzt ein schlechtes Gewissen, wenn ich nur daran dachte. Meinen Freunden gegenüber wäre es unfair gewesen.

Sicher taten sie alles, um mich wieder…

Ich strich über meine Stirn. An die Vergangenheit wollte ich nicht denken. Ich durfte meine Entscheidung nicht von irgendwelchen Erinnerungen aus der Vergangenheit beeinflussen lassen. Ich mußte selbst etwas dazutun.

Ohne daß ich es bewußt registriert hatte, war ich vor dem Kelch stehengeblieben und hatte den Kopf gesenkt. So schaute ich gegen die Kugel, die die Öffnung ausfüllte.

Die Kugel der Tanith. Ein geheimnisvolles Rund, das haargenau in die Öffnung hineingepaßt hatte.

Ich spreizte die Finger meiner Hände, sah auch hier die älter gewordene Haut und strich mit den Fingern über die Kugel hinweg, als wollte ich sie streicheln.

Es tat gut, sie und damit den Gral zu berühren. Die Kugel war nie kalt, sie hielt eine bestimmte Temperatur, wärmer als die meiner Hände. Auch das goldene Gralsgefäß besaß eine innerliche Wärme.

Wer es richtig einsetzte, dem würde es Welten öffnen. Es konnte

zerstören und aufbauen, es konnte richten und begnadigen und hatte sich gegen mich gestellt, um einer Fremden den Weg nach Avalon zu zeigen. Mit ihm zusammen hatte ich den Kessel durchwandert, er hatte mir auch Kraft gegeben, nur mein normales Alter besaß ich nicht.

Ich blickte in die Kugel hinein. Von der Farbe her besaß sie eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Würfel des Unheils, vielleicht war sie heller und schimmerte auch rötlicher, ansonsten jedoch gehorchten beide Gegenstände den magischen Gesetzen.

Eigentlich hätte sich mein Gesicht auf der Kugel abzeichnen müssen. Ich entdeckte dort zwar einen Umriß, doch er war wie ein Bild, das mehr von der Tiefe der Kugel verschluckt wurde.

Durch sie hatte ich kommunizieren können, auch mit dem Geist der verstorbenen Besitzerin Tanith, aber in diesem Fall tat sich nichts. Mir kam es beinahe vor, als wollte mich die Kugel oder der Gral nicht akzeptieren.

Ich dachte an mein Kreuz. Ebenfalls ein mächtiger Helfer. In diesem Fall hatte es mich im Stich gelassen. Ich war völlig allein gewesen, auch jetzt und schaffte es nicht einmal mehr, meine Gedanken in die richtigen Bahnen zu lenken.

Lag es am Alter, an der inneren Einstellung? Hatte ich mich schon aufgegeben?

War das der Fall, konnte die Hölle lachen. Da rieben sich so einige meiner Todfeinde die Hände. Da triumphierten sie, da konnten sie jubeln und…

Meine Gedanken stockten, weil sich in der Kugel noch etwas tat.

Sie zitterte.

Das merkte ich an meinen Händen, es geschah auch außen, doch es mußte seinen Kern innen haben.

Zugleich »meldete« sich mein Kreuz!

Zum erstenmal seit längerer Zeit spürte ich wieder die leichte Erwärmung. Eigentlich ein Beweis dafür, daß sich in meiner Nähe eine fremde Magie befinden mußte. Das allerdings wollte ich hier bei den Flammenden Steinen nicht akzeptieren. Eine fremde Magie war sicherlich nicht vorhanden.

Ich bewegte mich jetzt hastiger und hatte die Kugel losgelassen, als wäre sie glühend gewesen. Rasch öffnete ich die Knöpfe an meinem Hemd, um freie Bahn für das Kreuz zu bekommen.

Ich zupfte es hervor, und es lag dann wie ein Abziehbild vor meiner Brust.

Wie eine Botschaft sandte es die leichte Strahlung ab. Sie gab mir ein Gefühl der Geborgenheit. Ich freute mich plötzlich, ohne den genauen Grund zu erkennen. Nur weil etwas passiert war, der Beginn einer Verbindung zwischen Kreuz und Gral?

Beide gehörten zu den wichtigen und auch mächtigen Waffen, die ich bekommen hatte. Sie waren für mich die Eintrittskarte in eine andere Dimension.

Noch sah ich keine Lücke. Ich stand weiterhin vor dem Gral und hatte das Kreuz offen vor der Brust hängen. Irgendwann mußten sie sich doch verbinden und…

In der Kugel zeigte sich ein Schatten.

Es war ein Gesicht, mehr ein Umriß mit weichen Zügen, das Gesicht einer Frau.

Tanith…

Das Gesicht verschwand wieder, kaum, daß ich den Gedanken gefaßt hatte. Aber die Unruhe in der Kugel blieb, sie verstärkte sich und »kochte« höher.

Ich merkte, daß zwischen ihr und dem Kreuz eine Verbindung entstanden war. Unsichtbar, kein Lichtstreifen, auch nur zu fühlen, denn ich trug das Kreuz vor meiner Brust.

Ich tat nichts, blieb stehen und wartete. Vielleicht hatte ich die Chance, ebenso reagieren zu können wie Melusine de Lacre. Möglicherweise war jetzt der Zeitpunkt gekommen, eins mit dem Dunklen Gral zu werden.

Mein Blick blieb allein auf die Kugel fixiert. Unter der Oberfläche zeigte sich ein Schatten, das Gesicht der Tanith war nicht mehr da.

Dafür durchfuhr meine Ohren ein leichtes Brausen, als wollte mir jemand eine bestimmte Nachricht überbringen.

Ich bekam eine Nachricht.

Wieder stieg sie aus der unbegreiflichen Tiefe der Kugel oder des Kelchs hervor und näherte sich der Oberfläche, um sich mir dort zu offenbaren.

Sie zeigte mir etwas an. In der Kugel zuckte es. Nicht blitzartig, eher langsamer und auch so, daß ich alles genau verfolgen konnte.

In diesem Fall erinnerte mich die Kugel an ein Orakel, die mir etwas Bestimmtes brachte.

Wieder ein Gesicht!

Diesmal nicht das der Wahrsagerin Tanith. Im geheimnisvollen Glas zeichnete sich ein Männergesicht ab. Es besaß sehr kantige Züge. Man konnte sie schon als roh und ungeschliffen ansehen.

Jedenfalls gehörten sie einem Mann!

Nein, das auch nicht. Zwar einem männlichen Wesen, doch das Gesicht besaß eine immense Übergröße.

Es paßte zu einem Riesen, einer Gestalt, die ich kannte und deren Namen ich auch wußte.

Brân!

***

In den nächsten Augenblicken vergaß ich mein Alter und auch meinen Zustand. Der Adrenalinstoß fegte durch meinen Körper. Plötzlich lag ein Schauer auf meiner Haut, der sich noch verdichtete, je länger ich gegen die Kugel schaute.

Es gab keinen Zweifel, aus der Kugel schaute mir das Gesicht des Schattenreiters entgegen.

Nein, das stimmte auch nicht ganz. Es war nicht nur das Gesicht, sondern sein Kopf, und ich erkannte auch, daß mit ihm etwas passiert sein mußte.

Wenn ich den Blick am Gesicht entlang in Richtung Hals wandern ließ, so kam mir der Kopf vor, als hätte man ihn mit einem Schwerthieb vom Körper getrennt.

Geköpft…

Dieser Begriff wollte mir nicht mehr aus dem Hirn. Irgend etwas war damit. Nicht grundlos dachte ich so intensiv über ihn nach.

Köpfen ist etwas Furchtbares, konnte aber auch eine gewisse rituelle Bedeutung besitzen.

War das hier der Fall?

Mein Herzschlag hatte sich beschleunigt. Mir war auf einmal klargeworden, daß ich an einer entscheidenden Position angelangt war.

Der Schädel des Riesen konnte die Lösung sein.

Weshalb nur der Schädel, warum nicht Brân selbst? Ich hatte den Riesen bisher als Ganzes erlebt, aber es gab da einen Punkt, den ich gedanklich einkreisen mußte, um…

Es fiel mir wie Schuppen von den Augen. Natürlich, man hatte es mir berichtet. Auch ein Riese wie der Schattenreiter gehörte nicht zu den Wesen, die ewig lebten. Er war ebenfalls gestorben. Der Sage nach hatte man ihm nach seinem Tod den Kopf abgeschlagen und ihn irgendwo als Warnung für die anderen aufgestellt.

Nördlich von London…

Dieser eine Satz brandete durch mein Gehirn. Nördlich von London! Immer und immer wieder. Sollte sich in der Kugel tatsächlich der Platz abzeichnen, wo der Schädel des Riesen aufgebaut worden war und die Jahrhunderte überlebt hatte?

Leider sah ich nichts von seiner Umgebung. Nur er zeichnete sich als Botschaft ab, und dies sogar sehr deutlich, denn sein Gesicht wirkte wie fotografiert.

Von Falten war nichts zu sehen, aber die große Nase, die hervorquellenden Augen, die breiten, etwas wulstig erscheinenden Lippen, der Ansatz der Haare…

Ich holte tief Luft. Es war meine Chance, die einzige Chance. Andere Mächte hatten die Kontrolle übernommen und standen bereit, mich auf einen bestimmten Weg zu führen.

Wie konnte ich ihn beschreiten?

Abermals dachte ich an die Szene in meiner Wohnung. Wie Melusine de Lacre den Dunklen Gral genommen und kurzerhand in ihn hineingetaucht worden war.

So war sie auf die Nebelinsel gereist. Mich aber hatte der Schattenreiter geholt, um mich nach Avalon zu bringen. Würde er mich jetzt indirekt dorthin schaffen, wo sein Schädel schon die Jahrhunderte über stand? In ein Gebiet nördlich von London?

Ich zögerte noch. Es lag möglicherweise auch an meinem Alter, denn der Schwung der Jugend war dahin. Entschlußfreude prägte mich nicht gerade.

»John, tu es!«

Ich zuckte zusammen, als ich hinter mir die Stimme des kleinen Magiers vernahm.

»Ja, es ist deine letzte Chance!« drängte auch Kara.

Ich drehte mich um. Die beiden hatten die Hütte lautlos betreten und sich zu beiden Seiten des Eingangs aufgebaut.

Hinter und zwischen ihnen, zeichnete sich die Gestalt des Eisernen Engels ab. Auch er nickte mir zu.

»Deine letzte Chance, John! Sie ist dir durch den Gral, durch dein Kreuz und an diesem magischen Ort noch einmal eröffnet worden. Du solltest sie nutzen.«

»Wie denn, Kara?«

»Denk daran, was Melusine de Lacre getan hat.«

»Eintauchen…«

»Ja.«

»Du meinst, er würde mich…?«

Kara kam vor. Sie schaute mich aus ihren dunklen Augen beschwörend an. »John, so kenne ich dich nicht! So habe ich dich noch nie erlebt. Was ist los?«

»Ich bin nicht mehr…«

»Das weiß ich. Man hat dir dein normales Alter genommen. Aber du mußt es zurückkriegen.«

»Wie denn?« keuchte ich.

Kara umklammerte meine Schultern. Sie schüttelte mich durch, und ich ließ es geschehen. »Das ist ganz einfach, John Sinclair. Denke einmal anders. Springe über deinen eigenen Schatten. Erinnere dich daran, wer du einmal gewesen bist. Keiner, der wegen einer solchen Sache gezögert hätte, verdammt. Geisterjäger wurdest du von deinen Freunden genannt. Und du hast, das wissen wir alle, deinem Namen Ehre eingelegt. Du hast nie aufgegeben, du hast nicht gezögert, du hast dich sogar der übermächtigen Hölle gestellt, selbst vor Luzifer, dem absolut Bösen, bist du nicht in die Knie gegangen. Wenn der echte John Sinclair diesen hier sehen könnte, würde er sich schämen.«

Kara gab es mir, und ich hörte zu, ohne ein Wort zu sagen. Ich starrte ins Leere, über mein Gesicht rann der Schweiß. Das Kreuz vor meiner Brust kam mir dreimal so schwer vor wie sonst. Ich konnte einfach nicht, noch nicht…

»Hast du es begriffen, Geisterjäger?« schrie sie mich hart und wütend an.

»J… ja!«

»Dann tu es, John! Gönne dir und uns allen diese eine Tat. Wir müssen wieder so werden wie früher, wir müssen zu einem Team zusammenwachsen. Du weißt selbst, welch gewaltige Aufgaben vor uns liegen. Deshalb bitte ich dich, John…!«

»Welche Sicherheit habe ich, daß es klappt?«

Kara lachte scharf. »Was soll die Frage, John? Welche Sicherheit hast du denn, wenn es nicht klappt. Meine Güte, hast du mit deinen Jahren auch den Verstand verloren? Okay, ich kann verstehen, daß es schlimm in dir aussieht, sehr schlimm sogar, doch Mitleid ist nicht mehr angesagt, John Sinclair. Das ist vorbei, verstehst du? Wir werden kein Mitleid mehr mit dir haben.«

Ich nickte.

Myxin kam ebenfalls, der Eiserne hielt sich zurück. Er sah die Szene mehr als eine Privatsache zwischen uns dreien an.

»Wie hast du dich entschieden? Noch steht die Brücke!« erklärte der Magier mit warnender Stimme.

»Ja.«

»Du machst es?«

Meine Haut zuckte, als ich nickte. »Ich werde versuchen, die letzte Chance zu nutzen. Sollte ich…?«

»Denk nicht an das Gegenteil, John.« Kara hielt mich noch immer fest und drehte mich jetzt herum.

Vor mir sah ich den Dunklen Gral mit dem Gesicht des Riesen in der Kugel.

Lockte es mich?

Auf einmal hatte ich den Eindruck. Der Mund schien sich zu bewegen. In den Winkeln zeichnete sich ein tückisches Grinsen ab.

Eine Falle!

Ich wollte nicht, ich wollte es Kara sagen. Vielleicht würde sie es dann erkennen und…

»Nein, John, nein!« drängte sie, und sie tat etwas, das mich völlig überraschte.

Sie sprach die Formel.

»Terra pestem teneto – Salus hic maneto!« Damit hatte sie es geschafft, das Kreuz zu aktivieren.

Etwas durchzuckte mich, ich schaute in das Licht, und dann erwischte mich die Magie. Ich kam gegen sie nicht mehr an. Mit

unwiderstehlicher Gewalt zerrte sie mich nach vorn und hinein in den Dunklen Gral.

Kara und Myxin hatten gewonnen. Ich war wieder einmal zu einem Spielball der Kräfte geworden…

***

Auch der Wind hatte die Schwaden nicht vertreiben können, die über der alten Müllkippe hingen. In ihrem Innern schwelte und brannte es weiter, obwohl sie seit langem stillgelegt war. Der Rauch fand überall Lücken und Risse, wo er hindurchsteigen und sich in der Nähe des Müllhügels verteilen konnte.

Suko und Bill sahen diesen Schandfleck schon von weitem und wußten, daß sie ihr Ziel bald erreicht hatten.

Die Landschaft nördlich der Riesenstadt war nicht so flach, wie es auf den Fotos ausgesehen hatte. Eine Hügellandschaft mit dichten Wäldern, unterbrochen von Grasflächen, Feldern und auch kleineren Orten war es in Wirklichkeit.

Sie hatten nicht einmal angehalten. Bill war sehr schnell gefahren.

Er hatte auch kaum gesprochen, steckte allerdings voller Wut, was seinem Gesicht anzusehen war.

Manchmal hatte er auch eine Gänsehaut bekommen, da waren seine Gedanken sicherlich weit vorgeeilt.

»Wir hätten einen Riesenhammer und eine Spitzhacke mitnehmen sollen«, sagte er einmal.

»Weshalb?«

»Um den verdammten Schädel zu zerhämmern.«

Suko winkte ab. »So solltest du nicht denken, Bill. Er kann noch wichtig sein.«

»Immer noch für John?«

»Genau.«

»Ach, das glaubst du doch selbst nicht. Nein, das kann ich dir nicht abnehmen.«

»Woran denkst du denn?«

»An die Ratten!« quetschte er hervor. »An diese verdammten Mutationen, die einen Menschen getötet und nichts mehr von ihm zurückgelassen haben. Daran denke ich so oft.«

»Und auch an ihre eventuellen Angriffe, wie?«

Bill zog den Porsche in eine enge Kurve. »Nicht nur an ihre eventuellen Angriffe, mein lieber Suko. Die werden erfolgen, verlaß dich darauf, echt!«

»Mal abwarten.«

Hinter den beiden Männern hockte Nadine, die Wölfin mit der Seele eines Menschen. Sie hatte sich auf der engen Rückbank zusammengerollt und wirkte dort wie ein großes Fellknäuel.

Der Porsche glitt näher an die Müllkippe heran. Links von ihnen wuchs der Hügel hoch. Erste Hinweisschilder auf die Kippe erschienen. Abfahrten wurden angezeigt, an denen Bill vorbeifuhr. »Ist doch richtig oder nicht?«

»Ja. Den Bildern nach muß der Schädel hinter der verdammten Kippe liegen.«

»Liegen ist gut.«

»Jedenfalls kommen wir mit dem Wagen nicht bis an das Ziel heran. Er hat schon immer im Wald verborgen gestanden, ist nicht entdeckt worden und kam erst durch den verdammten Sturm zum Vorschein. Mittlerweile habe ich den Eindruck, als wäre es kein Zufall gewesen.«

Bill nahm die Hände vom Steuer und ließ sie wieder fallen.

»Denkst du, daß der Sturm eine magische Ursache hatte?«

»Weiß nicht.«

Der Reporter sprach dagegen. »Das ist nicht der Fall. Frage mal die Meteorologen. Zweimal hat es Europa erwischt. Hast du heute morgen schon Radio gehört?«

»Nein.«

»Dann kannst du nicht wissen, daß die Wetterfrösche vor einem dritten Orkan gewarnt haben.«

»Echt?«

»Ja, er soll morgen über die Insel hinwegbrausen. Noch hängt er über dem östlichen Atlantik und holt tief Luft. Wir können wieder die Köpfe einziehen.«

»Ist bei euch am Haus denn was passiert?«

»Zum Glück nicht. Nur im Garten.« Bill warf einen Blick auf die Kippe. Unkraut hatte den größten Teil der Flanken überwuchert. Es bildete einen grünbraunen Teppich, aus dem hin und wieder der Umweltmüll hervorlugte.

Der von der Kippe abgesonderte Gestank drang auch in den Wagen. Er kratzte in den Kehlen der beiden Freunde, und Bill hustete leise vor sich hin. »Eine Sauerei ist das. Eine verdammte Sauerei. Da wird durch Menschenhand das verpestet, was die Natur in unzähligen Jahren aufgebaut hat. Es kotzt mich an.«

Suko gab durch sein Schweigen dem Reporter recht. Er schaute aus dem Fenster und stellte fest, daß sie nicht mehr weit fahren konnten. Der Wald wuchs näher an den Weg heran, der nicht mehr war als eine in das Gras gedrückte Spur.

Da das Fahrzeug sehr tief lag, ließen sich harte Stöße nicht vermeiden. Über die Schläge ärgerte sich Bill. »Wären wir mal lieber mit deinem BMW gefahren.«

»Nee, Bill, da ist mir der Porsche schon lieber.«

»Ich kann ja leiden.«

»Richtig.«

»Und so etwas schimpft sich Freund.« Bill schüttelte den Kopf und fluchte leise, weil auch er den umgestürzten Baum gesehen hatte, der quer über dem Pfad lag.

»Ende der Fahnenstange«, sagte Suko.

»Soll ich drehen?«

»Wäre besser.«

Bill stellte den Porsche so, daß dieser mit dem Heck gegen den Baumstamm wies, stieg aus, schnüffelte und reckte sich. Er schaute zurück, wo sich die Kippe abhob.

Der Wind stand ungünstig. Er trieb ihnen den Gestank in die Nasen. Selbst die Wölfin schnaubte. Sie hatte nach Suko den Porsche verlassen und stand zwischen den beiden Männern.

Bill kraulte ihr Fell. »Ja, du bist die Beste, Nadine, das wissen wir doch.«

Die Wölfin schob ihre feuchte Schnauze über Bills Handfläche und grummelte leise.

Suko schaute sich nach einem Weg oder Pfad um, der sie möglichst rasch an ihr Ziel heranbrachte. Vielleicht wäre er bei normalen Gegebenheiten zu sehen gewesen, in diesem Fall jedoch nicht, denn der Orkan hatte den Wald umgetürmt und furchtbar in seinem Innern aufgeräumt. Wieviel Prozent des Baumbestandes überhaupt noch normal stand, war von Suko nicht festzustellen. Ihm fielen besonders die hohen Bäume auf, die geknickt und gegen andere gefallen waren, wobei diese von den anderen Bäumen ebenfalls in schräge Stellungen gedrückt wurden. Einen dritten Sturm würden sie kaum überleben.

»Du hast nicht zufällig eine Machete im Kofferraum, Bill?«

»Bin ich ein Dschungelkämpfer?«

»Hätte ja sein können.«

Der Reporter winkte ab. »Nimm deine Handkanten, Suko. Oder etwas anderes. Ratten hast du zufälligerweise nicht zu Gesicht bekommen?«

»Nein.«

»Und welche Richtung schlägst du vor?«

Suko deutete auf das grüne Baumfeld. »Laß uns mal losgehen. Da irgendwo muß auch der Schädel sein.«

»Ist der Hubschrauber denn gelandet?«

»Wie sollte er? Der schwebte über dem betreffenden Ziel. Don Beck ist an einer Leiter hinabgeklettert, wo es ihn dann erwischt hat. Wie ich hörte, muß er auch Aufnahmen von dem Schädel geschossen haben, aber die Kameras fehlten. Wahrscheinlich hat er sie bei seiner Flucht verloren.«

Sie waren längst über den gefallenen Baum hinweggeklettert und schritten den mit hohem Unkraut überwucherten Weg weiter, auf dessen Grund sich noch immer die Reifenspuren abzeichneten. Hier waren demnach Fahrzeuge hergefahren.

Auf Bill machte der Wald den Eindruck eines Monstrums, das dabei war, alles zu umfangen, was in seine Nähe geriet. Die gewaltigen Bäume, die Sträucher, das mächtige Unterholz, Farne mit schwingenden Armen und querliegendem Geäst sorgten für diesen Dschungel, der immer noch genügend Lücken aufwies, um auch mutierten Ratten die Chance für ein Versteck zu bieten.

An manchen Stellen hätten sie eine Machete tatsächlich gebrauchen können. Vergeblich suchten sie nach einigermaßen freien Stellen, um in das Gebiet eindringen zu können.

Von der Kippe her wehte ihnen der Gestank in den Nacken. Vergeblich horchten sie nach dem Zwitschern der nicht in den Süden geflogenen Vögel.

Die Tiere blieben ruhig. Sie hielten sich in den Bäumen verborgen.

Vor ihnen wuchs der Wald zusammen. Der Weg endete vor dieser querliegenden, grünbraunen Winterwand. Wie zum Zeichen lagen noch zwei Bäume quer, die der Orkan samt Wurzelwerk aus dem Boden hervorgerissen hatte.

»Dann müssen wir da hinein«, meinte Suko.

Bill nickte nur, wollte gehen und merkte, daß etwas nicht stimmte.

Er schaute nach rechts.

Dort stand die Wölfin und rührte sich nicht. Allerdings hielt sie ihr Maul offen. Aus der Tiefe der Kehle hervor drang ein ungewöhnliches drohendes Knurren, das beide Männer als eine Warnung auffaßten.

Suko drehte sich ebenfalls um. Er schaute Bill mit seinem fragenden Blick an.

»Sie will uns warnen. Wahrscheinlich lauern Ratten in der Nähe. Also aufgepaßt.«

Der Inspektor schaute gegen das Dickicht. »Die können überall sein, ich sehe nichts.«

»Ich könnte sie auf Jagd gehen lassen«, schlug Bill vor.

Suko bewegte zweifelnd den Kopf. »Willst du das wirklich riskieren?«

»Sie ist schlau und stark.«

»Okay.«

Bill kniete sich neben die Wölfin. Er umfaßte ihren Körper und sprach mit ihr wie mit einem Menschen. Sehr leise raunte er ihr die Worte ins Ohr, und der Blick in den Augen des Tieres veränderte sich. Er nahm einen sehr wachsamen Ausdruck an und gleichzeitig einen wissenden. Bill ging davon aus, daß er sich auf Nadine verlassen konnte.

»Dann geh mal!« zischte er, kam hoch und gab ihr einen Klaps auf die Flanke.

Nadine bewegte sich schnell. Sie sprang über Hindernisse hinweg.

Beide Männer hörten es knacken, als sie im Dickicht untertauchte.

Zwar blieben die Geräusche, wurden sehr schnell leiser, je mehr

Distanz die Wölfin zwischen sich und die Männer brachte.
»Leider müssen wir warten, bis Nadine zurückkehrt«, sagte der Reporter, »oder möchtest du dich schon jetzt auf die Suche machen?«
»Nein, das auf keinen Fall.«
Bill schaute zur Müllkippe hin. Auch weiterhin stiegen die Schwaden aus den Flanken hervor. »Eine tote Gegend«, kommentierte er.
»Auch ideal für Ratten.«
»Aber nicht für mutierte.«
»Noch haben wir keine gesehen.«
»Ehrlich gesagt, auf sie kann ich verzichten, Bill.«
»Dito.«
Eine halbe Minute verstrich. Die beiden Männer redeten nicht. Sie standen nur da und lauschten zum Waldrand hin. Wenn etwas passierte, konnte es nur aus dieser Richtung kommen.
Und es kam.
Urplötzlich schossen aus einer Lücke zwei widerliche, hundegroße Körper hervor. Braungrau schimmerte das Fell, die langen Schwänze bewegten sich wie Peitschen. Mäuler waren aufgerissen, die Kiefer zeigten rasiermesserscharfe Zähne.
Sie hatten mit dem Erscheinen der Ratten rechnen müssen. Trotzdem waren sie überrascht, daß die verfluchten Tiere so blitzartig erschienen waren.
Sie griffen an.
Suko trat zu. Er erwischte die Ratte in Höhe der Kehle, schleuderte sie zurück und holte seine Dämonenpeitsche hervor. Bevor sie ihn ein zweites Mal ansprang, hatte er bereits einen Kreis über den Boden geschlagen und die drei Riemen ausfahren lassen.
Der nächste Sprung vernichtete das Tier. Es jagte genau in den Schlag hinein. Dabei sah es so aus, als wollten die Riemen es fesseln, aber die schnitten nur tiefe Wunden in den widerlichen Körper.
Rauch stank nach verbrannten Fleisch, und Suko wich ihm aus, weil er Bill zu Hilfe eilen wollte.
Das brauchte er nicht mehr.
Bill hatte sich nicht auf seine Pistole verlassen, sondern Tarzan gespielt. Als sich die Krallen der Pfoten in das Leder der Jacke hineinkratzten, hatte er zugestoßen.
In die Kehle hinein hatte er die Klinge getrieben. Das überstand selbst eine Monsterratte nicht. Sie kippte weg und übergoß Bills Handgelenk noch mit ihrem dunklen, dicken Blut.
Beide Ratten waren vernichtet, und der Reporter atmete auf. Grinsend hielt er Suko sein Messer entgegen. »Damit habe ich es geschafft, mein Lieber…«
Der Schlag fegte den Reporter fast zu Boden. Im Fallen bekam er mit, wie rasch sein Freund Suko reagierte.

Die Ratte war nicht tot.

Hinter Bill hatte sie sich aufgerichtet, um ihm in den Nacken zu springen.

Mit der Peitsche gab Suko dem blutenden Tier den Rest und entschuldigte sich bei Bill für den Treffer. »Sie hätte sicherlich ihre Zähne in deinen Nacken geschlagen.«

Bill war etwas blaß um die Nase geworden. »Das scheint mir auch so. Danke.«

Suko hob nur die Schultern. »Jetzt wissen wir wenigstens, mit wem wir es zu tun haben. Diese verfluchten Ratten kannst du als magisch aufgeladen bezeichnen.«

»Das glaube ich auch.«

»Der Schädel, Bill, wir müssen ihn finden. Es ist unsere einzige Chance, und ich bin mir sicher, daß er auch für die Mutation gesorgt hat.«

»Wie denn?« rief der Reporter und schüttelte den Kopf. »Wie soll der das geschafft haben?«

»Keine Ahnung.«

»Hast du den Riesen denn als eine negative Erscheinung eingeteilt?«

»Eher neutral.«

»Ich auch. Dann frage ich mich also, wie es möglich ist, daß Ratten durch ihn mutiert wurden…«

»Das bekommen wir noch heraus. Wenn mich nicht alles täuscht, werden wir mit dem Schädel in eine Kommunikation treten müssen. Letztendlich geht es nicht um die Ratten, sondern um John Sinclair.«

Bill hob die Schultern und schaute den Inspektor sorgenvoll an.

»Soll ich dir ehrlich etwas sagen?«

»Bitte.«

»Ich kann daran nicht so recht glauben, daß wir John durch diesen Schädel finden. Ich habe vielmehr das Gefühl, als würden wir uns gegenseitig etwas vormachen. Kannst du mir sagen, wie das technisch möglich sein soll? Ich nicht.«

Suko überlegte nur kurz. »Vielleicht nicht technisch, Bill, aber magisch.«

»Der Riese ist tot.«

»Ich weiß.«

»Wie soll er uns oder John dann helfen können? Das ist ein Steinschädel, mehr nicht.«

»Okay, Bill, da hast du recht. Nur möchte ich dich daran erinnern, daß wir es bei Brân mit keiner normalen Person zu tun haben. Er kannte den Weg nach Avalon. Er hat John hingebracht, er wußte um die Geheimnisse der Nebelinsel…«

»Und ist trotzdem gestorben«, unterbrach Bill den Freund.

»Weshalb hackst du immer darauf herum?«

»Das will ich dir sagen. Avalon ist die Insel, die den Tod überwinden hilft. Das hat der Riese nicht geschafft, er kam um. Willst du noch mehr hören?«

»Nein.«

»Dann kannst du mich auch verstehen.«

Suko schwieg. Es hatte keinen Sinn, Bill überzeugen zu wollen.

Ihm mußte man mit Tatsachen kommen.

Sie waren jetzt wachsamer geworden, zudem warteten sie auf eine Rückkehr der Wölfin, aber die ließ sich nicht blicken. Als seltsam empfanden sie auch, keine Geräusche mehr aus dem Wald zu hören, und die Unruhe des Reporters nahm immer weiter zu. »Was ist denn?«

»Tut mir leid, Suko, ich werde Nadine rufen.«

»Gut.«

Bill steckte zwei Finger in den Mund. Er hatte sie so zwischen seine Zähne geklemmt, daß er einen schrillen Pfiff ausstoßen konnte.

Sensible Ohren mußten ihn hören.

Sie warteten.

»Es war das Zeichen für Nadine. Wenn sie jetzt nicht kommt, muß sie gehindert worden sein.«

Nach einer Minute war noch immer keine Reaktion zu erkennen.

Nichts bewegte sich am Waldrand.

Bill war blasser geworden. »Das gefällt mir überhaupt nicht. Verdammt, ich hätte sie nicht gehen lassen sollen.«

»Noch ist nichts passiert.«

»Das sagst du.«

»Bill, wir müssen uns entscheiden. Ich will den verdammten Schädel finden.«

»Ich auch, Suko. Laß uns gehen!«

Der Inspektor wußte, wie schwer Bill der Entschluß gefallen war.

Er klopfte ihm tröstend auf die Schulter. »Keine Sorge, Nadine läßt sich nicht so leicht unterkriegen.«

Wenig später hatte der Wald die beiden Männer geschluckt. Sie mußten nun erleben, was es heißt, sich durch ein von Sturmschäden übersätes Waldstück zu kämpfen.

Wege waren nicht mehr vorhanden. Sie mußten Umwege gehen, wenn sie mal einen Pfad sahen, war er schon wenig später durch die Kronen der gefallenen Bäume versperrt.

Es herrschte eine dumpfe Luft vor, die auch seltsam roch. Wahrscheinlich lag es an der nahen Müllkippe. Von dort trieb der Wind den Gestank herüber.

Nur hatte sich in ihn noch ein anderer Geruch gemischt. Nach Moder und Verwesung. Er war eigentlich überall, kroch aus dem Boden oder legte sich wie eine Glocke über das Gebiet.

Auf einer kleinen Lichtung blieb Bill stehen. »Suko, da läuft doch

einiges quer. Du kannst mir nicht sagen, daß es normal ist. Hier stinkt es nach verfaultem Fleisch.«

»Ich weiß.«

»Und wo kommt der Geruch her?«

»Keine Ahnung. Vielleicht haben wir ihn den Ratten zu verdanken. Sie müssen genügend Opfer gefunden haben…«

»Hör auf, das…« Bill unterbrach sich selbst, weil er über seinem Kopf das Knacken gehört hatte.

Auch Suko war es aufgefallen. Er schaute ebenfalls hoch. Über ihnen bewegten sich die dunklen Äste. Sie sahen aus, als würden sie Ballast abschütteln, was sie letztendlich auch taten, denn es fiel aus den Kronen etwas herab.

Dicke, klumpig und unförmig wirkende Gegenstände…

Tote Vögel…

***

Beide waren dermaßen überrascht, daß sie nicht schnell genug zur Seite huschten. Ein Vogel klatschte auf Sukos Schulter, Bill wurde am Rücken erwischt.

Hinter Baumstämmen fanden sie eine Deckung. Sie war nicht mehr nötig, da sich kein Kadaver mehr aus den Bäumen löste.

Trotzdem warteten die beiden Männer noch eine gewisse Zeit ab, bevor sie ihre Deckung verließen.

Suko bückte sich. Er griff nach einem Körper und hob ihn an. Es war ein schwarzer Vogel, eine aufgeplustert wirkende Waldkrähe.

Die hielt er zwischen seinen Fingern und drückte etwas zu hart zu.

Vier Augen sahen, wie die Krähe zwischen Sukos Fingern allmählich zerbröselte. Gefieder und staubförmiges Knochenmehl rieselten zu Boden, wo sich das Zeug verteilte.

Suko klatschte gegen seine Hände, um sie von den Aschenresten zu befreien. »Jetzt weißt du, Bill, weshalb hier nichts mehr zwitschert. Das Gebiet ist verseucht, magisch verseucht. Hier kann nichts gedeihen…«

»Nur durch den Schädel?«

»Hast du eine andere Erklärung?«

»Verdammt noch mal, ich habe gar nichts, Suko. Das ist ja der Mist. Ich weiß weder vor noch zurück. Und ausgerechnet jetzt ist Nadine verschwunden. Wenn es die Vögel erwischt hat, was sollte die Magie davon abhalten, sich mit Nadine zu beschäftigen?«

»Laß uns weitergehen, Bill.« Suko wollte auf die Frage keine Antwort geben. Alles war sowieso schlimm genug. Auch er konnte sich vorstellen, einen Fehler gemacht zu haben. Sie hätten Nadine nicht allein in den Wald lassen sollen.

Es waren nicht die einzigen Kadaver, die sie fanden. Auf ihrem Weg

entdeckten sie die toten Vögel, auch verendete Hasen, Füchse oder Wildkatzen. Fast friedlich lagen die Tiere nebeneinander.

Bill ballte die Hände zu Fäusten. Sein Blick hatte etwas Stieres bekommen. Manchmal fühlte er nach seiner Beretta. Er mußte sich einfach davon überzeugen, daß er die Waffe noch bei sich hatte.

Mit großen Schritten ging er weiter, falls es das Gelände zuließ.

Mehrere Male war er stehengeblieben, hatte den Alarmpfiff ausgestoßen und nach Nadine gefahndet, was jedoch ergebnislos verlaufen war.

Nie hatten sie eine Antwort vernommen.

Das Gelände blieb nicht eben. Manchmal stieg es in einem flachen Winkel an, dann wiederum senkte es sich zu weiten Mulden, in denen umgekippte Bäume und Unterholz einen dichten Wirrwarr bildeten.

Auch Pfotenspuren waren nicht zu entdecken. Es gab keine Chance für Bill, einen Hinweis auf Nadine zu finden. »Suko, wenn es die Wölfin erwischt haben sollte, werde ich meines Lebens nicht mehr froh. Verdammt, ich wüßte nicht, wie ich es Johnny beibringen sollte. Er und Nadine sind ein Herz und eine Seele.«

»Hat sie es bisher nicht immer geschafft, Bill? Ist es nicht oft hart hergegangen?«

»Stimmt.«

»Dann wird sie es auch diesmal packen, das kannst du mir glauben.«

»Mal sehen.« Bevor sie weitergingen, hatte Bill noch eine Frage.

»Sag mal, Suko, du hast doch noch die Bilder im Kopf, oder nicht?«

»So ungefähr. Weshalb fragst du?«

»Weil ich wissen will, ob wir auch in die normale Richtung gehen und nicht womöglich in die verkehrte.«

»Darüber habe ich auch nachgedacht. Nur kann ich dir keine Antwort geben. Es war nichts zu erkennen. Wichtig ist allein der Schädel, und den können wir wegen seiner Größe einfach nicht übersehen. Das ist wie im Dschungel von Yucatan, wenn du einen mächtigen Maya-Tempel suchst. Auf einmal ist er da, er wächst förmlich vor dir in die Höhe, obwohl du lange nach ihm gesucht hast.«

Der Reporter grinste. »Du bist und bleibst ein Optimist, Suko. Was ich auch gut finde.«

Die beiden setzten ihren Weg fort. Die ungefähre Richtung wußten sie. Weg von der Müllkippe und tiefer hinein in ein Gebiet voller Magie und Gefahren.

Noch einmal pfiff der Reporter nach Nadine.

Und wieder reagierte die Wölfin nicht.

Allmählich verlor Bill Conolly die Hoffnung darauf, die Wölfin so wiederzutreffen, wie sie ihn verlassen hatte. Eines wollte er ganz bestimmt nicht. Seine Hände in einen starren Körper drücken und zusehen, wie Fell und Knochen unter dem Druck allmählich zu Staub

zerbröselten…

***

Der Wald machte auf die Wölfin den Eindruck einer gewaltigen Höhle, die sie verschluckt hatte.

Sie kannte ihre Aufgabe, sie wußte, was sie suchen wollte, denn die andere Gefahr hatte sie längst gespürt.

Im Dickicht versteckt lauerten zahlreiche Feinde. Keine natürlichen Gegner, nein, diese hier waren Gebilde, die einfach nicht in den Wald hineingehörten.

Widerliche Monstren, etwas ausstrahlend, das auch Nadine sehr genau identifizierte.

Eine magische Aura.

Sie war überall vorhanden. Es gab keinen Weg, ihr zu entkommen.

Nadine sah auch das Grauen. Es lag auf dem Boden, als wäre es von großen Händen verteilt worden.

Die toten Tiere, die stinkenden Kadaver, vor denen sie instinktiv zurückwich, sie waren ein Zeichen dafür, daß dieser Wald von einer anderen Kraft erfaßt worden war.

Plötzlich kamen die Ratten!

Die großgewordenen Tiere hatten überlebt. Es war ihnen nicht so ergangen wie den Hasen, Füchsen oder Katzen, deren Leiber irgendwann einmal verfaulen würden.

Nadine hatte sie schon bemerkt und war stehengeblieben. Eine fette Ratte hockte auf einem geknickten Baumstamm, der im spitzen Winkel vom Boden wegstand.

Sie stierte die Wölfin an.

Nadine wartete ab. Sie wollte nicht die erste sein, die angriff. Außerdem war sie nicht aggressiv.

Die Ratte tat nichts. Nur einmal hob sie den Kopf an und stieß einen kreischenden Laut aus. Dann machte sie kehrt und verschwand.

Nadine zögerte. Sie sah so aus, als würde sie erst überlegen, ob sie weitergehen sollte oder nicht.

Aber da war noch etwas anderes, das sie längst gespürt hatte. In diesem großen Waldstück mußte sich etwas befinden, das auf sie wartete.

Nadine fühlt sich von diesem Unbekannten angezogen, gleichzeitig mußte die Wölfin vorsichtig sein, denn die Ratten lauerten überall. Schon zweimal hatte sie den schrillen Alarmpfiff gehört, sich aber nicht darum gekümmert, denn das andere, das Neue und das Unerwartete besaßen einen stärkeren Einfluß.

Die Wölfin nahm den Weg, den auch die Ratte gegangen war. Darauf hatte die Mutation nur gewartet.

Kaum übersprang die Wölfin den querliegenden Stamm, löste sich

das Bündel aus Fell und Schnauze aus seiner Deckung und sprang ihr entgegen.

Beide prallten zusammen. Nadine spürte, wie Zähne durch ihr Fell glitten, es aber nicht schafften, in das Fleisch hineinzubeißen. Sie rutschten ab. Zudem drückte sie sich aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich, fuhr dann herum und schnappte zu.

Sie bekam die Mutation am Genick zu packen. Eine Sekunde später knackte es. Die Ratte stieß einen hohen Schrei aus, dann wurde sie leblos, und Nadine spie sie aus.

Sofort drehte sie sich, weil sie mit Angriffen weiterer Tiere rechnete. Davon blieb sie verschont.

Sie huschte weiter.

Die Ratte, deren Genick sie gebrochen hatte, war nicht tot. Sie konnte sich nur nicht mehr bewegen. Als Klumpen Fell blieb sie im Wald zurück.

Das andere, das Unbekannte blieb. Die Wölfin merkte sehr deutlich den immer stärker werdenden Einfluß. Die Lockung, die Suche.

Tief im Wald verborgen mußte sich ein magisches Zentrum befinden, das wie ein Magnet seine Strahlung ausschickte, um etwas zu sich heranzuholen.

Sie blieb nicht allein. Immer wieder huschten Ratten in ihrer Nähe vorbei. Keines der Tiere griff an. Die rannten los und beobachteten nur. Auch Nadine ließ sich mit diesen Mutationen auf keinen Kampf mehr ein. Sie mußte ihre Kräfte schonen.

Wo verbarg sich das Ziel? Dieser alles beherrschende magische Punkt, der den Wald durchstrahlte.

Tote Vögel fielen hin und wieder wie ein makabrer Regen von den Bäumen. Nadine huschte über die weiche Erde. Manchmal kam es ihr vor, als würde sie über einen schwammigen und zitternden Sumpf laufen.

Daß sie mit zwei Menschen hergekommen war, hatte sie völlig vergessen. Für sie zählte der Erfolg, denn etwas war anders als sonst. Diesen Wald durchströmte eine ungewöhnliche Magie, von der Nadine überzeugt war, daß sie ihr persönlich galt.

Sie war eine Wölfin, doch in ihrem Körper steckte die Seele eines Menschen. Manche behaupteten, sie führe eine Doppelexistenz, und gerade darum ging es ihr.

Sehr oft »meldete« sich die Seele in ihrem Innern. Sie wollte nicht mehr in einem Wolfskörper versteckt sein. Sie wollte wieder zurück in ihren anderen Körper, den es noch gab. Er befand sich in einer anderen Welt, in einem Zwischenreich, nicht im direkten Jenseits, und sie hoffte, daß irgendwann einmal Körper und Geist wieder zusammenkamen.

Eine ähnliche Spur hatte sie schon längst aufgenommen. Nadine

merkte mit ihrem sicheren Instinkt, daß diese Spur nur ihr allein galt. Sie brachte sie wie ein Leitstrahl in die Nähe des Ziels, und selbst die mutierten Rattenbälge hielten sich zurück.

Auch mächtiges und dichtes Unterholz konnte sie nicht abhalten.

Wenn sie keine direkte Lücke fand, setzte die Wölfin ihre Kraft ein und wuchtete den Körper einfach hinein. Das Gewicht ließ die Äste zusammenbrechen, gab ihr freie Bahn, so daß sie sich durchwühlen konnte. Die Wölfin kämpfte sich voran, befreite sich oft durch wilde Schüttelbewegungen von Zweigen und Blattwerk, riß mit ihren Füßen den weichen Boden auf und ließ faustgroße Lehmbrocken hinter sich hochfliegen.

Die Wölfin wußte, daß sie nicht mehr lange zu suchen brauchte.

Das Ziel war nahe, sehr nahe…

Plötzlich sah sie es.

Durch die Lücken der noch stehenden Bäume schimmerte ein gewaltiger, grauer Klotz.

Die Wölfin blieb stehen. So dicht vor dem Ziel war sie mißtrauisch geworden.

Sollte sie weitergehen?

Eine Ratte, die einen wie aufgepumpt wirkenden Leib besaß, schlich auf sie zu. Als Nadine drohend knurrte und sich ihr Fell dabei sträubte, zog sich das Tier wieder zurück.

Nadine hob den Kopf an. Sie witterte einen anderen Geruch.

Roch es nach Mensch?

Sehr langsam und äußerst wachsam bewegte sie sich auf das Ziel zu. Sie hatte dabei eine Lücke zwischen zwei Bäumen anvisiert.

Wenn sie die hinter sich gelassen hatte, würde sie direkt vor dem Gegenstand stehen.

Es dauerte nur Sekunden, dann hatte sie es geschafft!

Ein Schwall von Schwingungen überfiel die Wölfin, die zunächst nicht damit fertig werden konnte. Ihre Blicke glitten über das mächtige Gesicht hoch bis zum Haaransatz und weiter, so daß sie die Schädeldecke erkennen konnte.

Auf einmal war sie unbeweglich, denn was sie da entdeckte, war unglaublich…

***

In einem Meer von Magie würde ich ertrinken!

Diese und ähnliche Gedanken jagten mir durch den Kopf, als mich der Dunkle Gral geschluckt hatte wie ein Tunnel.

Ich war hineingetrieben und ich trieb auch weiter, ohne etwas erkennen zu können.

Es erinnerte mich an zahlreiche Zeitreisen, die schon hinter mir lagen. Doch war diese hier anders.

Ich wollte ja nicht nur in irgendeine andere Welt oder Dimension hineintauchen, sondern eine Umkehrung erleben. Mein normales Alter mußte zurückkehren. Der Dunkle Gral sollte mir, seinem Besitzer, das wiedergeben, was er mir einmal indirekt genommen hatte.

Ich »fiel« in die Leere!

Nichts war zu hören, keine Stimmen, keine Klänge. Ich sah auch nichts. Weder Farben noch Umrisse, ich war einfach zu einem Spielball fremder Kräfte geworden.

Und ich glitt weiter…

Meinen Körper fühlte ich nicht. Ich bestand nur mehr aus dem Geist. Deshalb konnte ich auch denken, kombinieren und gewisse Dinge zusammenzählen.

Gab es überhaupt ein Ende, oder würde mich der Gral immer weiter treiben und mich nie mehr freigeben?

Ich dachte an Hector de Valois, dem der Gral ebenfalls einmal gehört hatte.

Er war in mir wiedergeboren worden. Ich hatte ihn schon bei magischen Zeitexperimenten gesehen, auch jetzt kam er mir in den Sinn, aber es rauschte alles vorbei.

Ich bekam keine Hilfe, keine geistige Unterstützung, ich mußte allein damit fertig werden.

Dann hatte ich das Ziel erreicht.

Zuerst bekam ich es kaum mit. Ich hatte nur den Eindruck, als würde vor meinen Augen ein Vorhang zur Seite gezogen, der mir nur intervallweise den Blick freigab.

Bevor ich sah, fühlte und spürte ich.

Da war der Wind, der über meinen Körper hinwegstrich. Da nahm ich einen ungewöhnlichen Geruch wahr, eine Mischung aus Verwesung und Natur.

Ich blinzelte.

Dicke Stämme ragten vor mir hoch. Astwerk schob sich als Filigran dazwischen.

Zitternd bewegten sich hohe Gräser im Wind. Ich schaute gegen einen gras- und humusbedeckten Boden, ließ meinen Blick wandern, der genügend Lücken fand, und stellte fest, daß ich in einem Wald »gelandet« war.

Nicht mehr bei den Flammenden Steinen. Dieser Ort war völlig real, wenn auch von einer anderen Kraft besetzt oder überlagert.

Allmählich stabilisierte sich mein Kreislauf. Die gewisse Blutleere im Gehirn wich, so daß ich damit anfangen konnte, über mein Schicksal nachzudenken.

Eines jedoch stellte ich sofort fest. Den Dunklen Gral hielt ich fest wie einen kostbaren Schatz und ich sah auch die silbernen Reflexe des Kreuzes vor meiner Brust.

Okay, mein Bewußtsein war vorhanden, dennoch fehlte mir der klare Überblick. Ich hockte auf einer harten Unterlage, zudem erhöht und konnte in einem vor mir liegenden und durch zwei Orkane gezeichneten Wald hineinschauen.

Dort herrschte ein Chaos. Der Sturm hatte mit ungeheurer Wucht gewütet, er hatte ihn in eine Dschungellandschaft verwandelt. Sie wuchs zudem bis an den Gegenstand heran, auf dem ich meinen Platz gefunden hatte. Ich tastete um mich.

Die Härte des Steins blieb, aber ich spürte gleichzeitig noch etwas anderes.

Mir war, als würde ein Kriechstrom durch die Unterlage rieseln, der auch die Hände nicht verschonte. Er kroch hinein in die Handballen, in die Fingerspitzen, er vibrierte über den Nägeln und sorgte dafür, daß sich die kleinen Härchen auf den Fingern hochstellten.

Daß es ein direkter elektrischer Strom war, daran wollte ich nicht glauben. Es mußte eine andere Quelle besitzen, und ich war davon überzeugt, daß es sich um eine magische handelte.

Also wieder…

Dann tastete ich nach meinem Gesicht. Siedendheiß war mir eingefallen, aus welch einem Grund ich die ungewöhnliche Reise hauptsächlich unternommen hatte.

War die Haut wieder die alte, straffe geworden? Ich probierte, ich zeichnete sie nach – und spürte die Falten und Fältchen, die ein Muster hineingegraben hatten.

Das Relief des Alters war geblieben!

Nein, diesmal überfielen mich die Depressionen nicht schockartig.

Ich blieb einfach nur sitzen, ließ den Kopf hängen und schloß sehr lange die Augen.

Bis ich die Stimme hörte!

»Ich grüße dich, John Sinclair. Du hast dir einen wirklich guten Platz ausgesucht. Was in der Vergangenheit angedroht wurde, hat auch in der Gegenwart Bestand.«

Ich schreckte hoch. Für einen Moment war ich völlig von der Rolle, dachte dann nach und erinnerte mich.

»Brân?«

»Ja, ich bin es.«

»Und wo?«

»Unter dir, mein Freund. Du sitzt auf meinem Kopf, der mir damals abgeschlagen und meinem Wunsch entsprechend an einen bestimmten Platz gestellt wurde. Willkommen, mein Freund…«

***

Sofort überfluteten mich die Erinnerungen. Ich dachte an den Hyde Park, wo der gewaltige Schattenreiter zuerst aufgetaucht war und

mich nach Avalon geholt hatte.
Auf der Nebelinsel war ich ebenfalls mit ihm zusammengetroffen.
Das konnte ich noch hinnehmen. Wie aber war es möglich, daß ich ihm in meiner Zeit zweimal begegnete?
Einmal als Schattenreiter und dann wiederum als Kopf, der über Jahrhunderte hinweg verborgen geblieben war?
»Wie?« keuchte ich.
Der Riese unter mir »lachte«. Seine Stimme hörte ich nur in Gedanken. »Du weißt, daß man mit der Zeit spielen kann. Ich bin tot und lebe zugleich. Avalon hat mich aufgesaugt. Die Insel hat mir das Leben gegeben, nach dem ich in meiner normalen Existenz immer trachtete. Ich bin tot und lebe gleichzeitig als Geist weiter. Hin und wieder kann ich Avalon als Geist verlassen und die Personen in meinen magischen Bann ziehen, die ich haben will. Ich bin auch gleichzeitig mein eigenes Denkmal, der Kopf in einem Wald, vor der Welt verborgen. Dann kam der Sturm, ein Schicksal, jetzt bin ich sichtbar, genau zum richtigen Zeitpunkt, und ich bin die Verbindung zur Nebelinsel.«
»Was bist du?« formulierte ich in Gedanken.
»Noch ein Weg…«
Ich schluckte. »Bitte, du mußt es mir genauer erklären. Ich… ich kann es nicht fassen.«
Er antwortete sehr schnell. Wahrscheinlich lag es ihm auf dem Herzen. »Die Menschen haben immer wieder über Avalon gesprochen und die Nebelinsel gesucht. König Artus hatte ihnen die Richtung gewiesen, indem er einfach nach Westen hin verschwand. Mehr hat er ihnen nicht gesagt. Ich aber, der Riese Brân, bin der zweite Weg. Durch mich kann jemand nach Avalon gelangen. Das haben bisher nur wenige gewußt, vielleicht auch keiner, ich bin mir nicht sicher.«
»Aber ich weiß es jetzt.«
»Da hast du recht. Wir stehen uns nicht als Feinde gegenüber. Ich würde sagen, daß du zu den würdigen zählst, die wissen dürfen, wohin der Weg führt.«
»Dann könnte ich wieder auf die Nebelinsel zurückkehren?«
»Willst du das?«
»Nein. Ich will nur das zurückhaben, was man mir gestohlen hat, wenn du begreifst.«
»Deine Jugend.«
»So kann man es auch nennen. Ich möchte nicht so alt bleiben, wie man mich gemacht hat. Da hat sich Avalon gegen mich gestellt. Seine Kraft trug daran die Schuld.«
»Es kann an dir alles wieder gutmachen.«
»Ich warte darauf.«
»Nur ist das nicht so einfach, John. Leistung bedeutet auch

Gegenleistung, wenn du verstehst. Man wird dir nur etwas geben, wenn auch du etwas gibst.«

Ich konnte mir ein kratziges Lachen nicht verbeißen. »Diese Logik gefällt mir überhaupt nicht. Man hat es mir gestohlen, verstehst du das? Ich bin nichts schuldig.«

»Nach deinen Gesetzen.«

»Es sind die einzig wahren.«

»Nicht für Avalon. Du darfst nicht vergessen, daß Avalon nicht in deine Welt gehört. Es ist die Insel der Geister, der lebenden und der Toten. Du kannst als Toter durch den Kessel wandern und kommst als Lebender wieder hervor. Sei dankbar, daß sich der Gral in deiner Hand befindet. Nur er konnte dir den Weg weisen.«

»Und der Tropfen Ewigkeit, den du nicht vergessen solltest«, erklärte ich.

»Ja, du hast Helfer und Freunde. Das findet man auch nicht allzu oft in dieser Zeit. Wie gesagt, ich habe dir einen Vorschlag gemacht. Gib du etwas ein, dann wirst du auch etwas zurückbekommen. Du mußt Avalon etwas anbieten.«

»Was?«

»Vielleicht ein Leben.«

»Ich soll jemand opfern?«

»So kann man es auch ausdrücken.«

»Nein, Brân, so etwas kann man von mir nicht verlangen. Tut mir leid.«

»Dann hast du Pech gehabt.«

Ich wechselte das Thema. »Und wie ist es möglich, daß du mir mein wahres Alter zurückgibst?«

»Nicht ich – Avalon.«

»Das mußt du mir erklären.«

»Wenn die Nebelinsel merkt, daß sie ein Geschenk bekommt, wird sie dich nicht vergessen. Ich kenne mich aus, du mußt glauben, John Sinclair. So steht es in den Gesetzen.«

»Die von Merlin stammen, wie?«

»Wer sie auch immer hinterlegt haben mag, sie sind für die Nebelinsel bindend und damit auch für die Personen, die mit ihr in Kontakt getreten sind. Ich habe den Menschen damals eine Chance geben wollen, auf die Nebelinsel zu gelangen, um sich ihre Träume zu erfüllen. Sie aber haben nichts gelernt und nicht gehandelt. Du kannst es. Finde ein Opfer, das ich verschlingen kann.«

»Es soll durch deinen Mund gehen?«

»So habe ich es vorgesehen.«

»Es ist für mich unfaßbar…«

»Ich weiß, und ich weiß auch, daß es drängt«, sagte der Riese.

»Deshalb gehe jetzt und suche dir ein Wesen, das für dich den Tausch

übernehmen wird.«

Es war ein harter Schlag für mich gewesen. Ich schaute gegen die Kugel, als könnte sie mir eine Erklärung geben.

Der Dunkle Gral schwieg…

Ich persönlich kam mir vor, als würde ich aus einem sehr tiefen Traum erwachen. Das konnte und durfte doch alles nicht wahr sein, und trotzdem stimmte es.

Wen sollte ich denn zum Tausch anbieten? Suko, Bill, Jane, Glenda oder jemand anderen?

»Es muß eine Seele sein, kein Magier und auch keine Frau, die den Tropfen Ewigkeit auf der Stirn trägt.«

Mist, er hatte meine Gedanken erraten. Tatsächlich hatte ich in diese Richtung gedacht.

Eine Seele also. Seelen besaßen nur Menschen, womit ich wieder beim Thema wäre.

Tief holte ich Luft, schaute in Richtung Wald und entdeckte die Bewegung dicht über dem Boden.

Tiere huschten umher – Ratten!

Aber keine normalen. Diejenigen, die ich zu Gesicht bekam, waren größer als Katzen und erreichten die Ausmaße von Hunden. Das waren verdammte Mutationen.

»Woher kommen die Ratten, Brân? Woher?«

»Von der Kippe. Sie haben von meinem Blut geleckt und sind gewachsen. Es war mein altes Blut, denn in meinem Blut steckt auch meine Kraft, die Kraft eines Riesen. Also wuchsen auch sie. Würdest du mein Blut trinken, erginge es dir ebenso.«

Ich schloß die Augen und freute mich darüber, daß ich nicht in diese Lage geraten war.

Die Ratten waren eine Tatsache, und sie würden ebenso ihre Aggressivität verdoppelt oder verdreifacht haben. Zwar lag zwischen ihnen und mir eine gehörige Distanz, ihre Augen jedoch waren starr auf mich konzentriert. Sie beobachteten mich sehr genau.

»Die Ratten würden mich auch angreifen, nicht wahr?« stellte ich Brân die Frage.

»Bestimmt. Sie leckten mein Blut, sie haben jetzt die Kraft, und werden sie ausprobieren müssen. Das ist natürlich. Wahrscheinlich müßtest du gegen sie kämpfen.«

»Wie viele sind es, die im Wald lauern?«

»Ich weiß es nicht, aber alle haben geleckt. Als mein Blut aus dem Stein drang, waren sie da.«

Das gefiel mir überhaupt nicht. Schon jetzt konnte ich darüber nachsinnen, ob es nicht besser gewesen wäre, bei den Steinen zu bleiben. Man hatte mir den Schwarzen Peter zugeschoben. Ich würde mein normales Alter und Aussehen zurückerlangen, wenn ich jemand

fand, der nach Avalon ging.

Bedingungen, die kaum einzuhalten waren. Oder konnte mir der Dunkle Gral dabei helfen? »Willst du ihn haben?« fragte ich den Riesen. »Möchtest du den Dunklen Gral haben. Es wäre mein Angebot. Ich tausche ihn gegen mein normales Aussehen.«

Brân lachte nur. »Was soll ich mit ihm? Es ist nicht der Gral, den die Ritter damals gesucht haben. Nach ihm hat Parzival nicht geforscht. Für mich ist er nicht interessant. Er könnte mir keine Welten eröffnen, verstehst du?«

»Einigermaßen.«

»Es muß ein Wesen sein, das bereit ist, Avalon einen Besuch abzustatten. Man kann in Avalon nur Vorteile sehen. Es ist die Insel des ewigen Frühlings, der immerwährenden Blüte. Wer auf Avalon lebt, dem ist das Schicksal günstig gesinnt. Derjenige, der für dich nach Avalon gehen wird, darf dir dankbar sein.«

»Und eine Rückkehr?« fragte ich. »Gibt es für ihn denn eine Rückkehr in unsere Welt?«

»Das muß derjenige, der gegangen ist, selbst herausfinden. Ich kenne mich da nicht aus, weil man mich nicht in alle Geheimnisse der Insel eingeweiht hat. Da müßtest du schon dem großen Merlin die gleichen Fragen stellen.«

»Der würde sie mir kaum beantworten.«

»Das, weiß ich nicht.«

Ich wußte zwar, wie es weiterging, nur war es schwer, den richtigen Weg zu finden. Was ich auch unternahm, es war stets mit einem Risiko verbunden.

Zunächst mußte ich meinen Platz verlassen. Es machte keine Freude, auf dem Schädel zu hocken.

Wenn ich mir vorstellte, daß er all die Jahre verdeckt gewesen war, mußte ich sein Erscheinen schon als einen ungewöhnlichen Zufall oder eine Fügung des Schicksals ansehen.

Am Ohr fand ich Halt und fragte Brân nach dem Grund für die Versteinerung.

»Es war das Schicksal. Die Götter sahen es so vor. Ich wußte, daß ich durch das Gift an einer Waffe sterben würde, aber ich wollte mich auch weiterhin nicht ganz aufgeben. Ich vertraute der Kraft der Nebelinsel. Du hast mich selbst erlebt, daß ich beides bin. Tot und gleichzeitig lebendig. So etwas schafft nur der Zauberkessel, der Lebendigkocher auf der Insel.«

Da hatte er recht. Kara und ich waren durch den Kessel geschritten und hatten seine Magie voll mitbekommen. Überhaupt, wenn Kara nicht gewesen wäre, hätte ich das alles nicht zu Gesicht bekommen und wäre auf der Nebelinsel verschollen geblieben.

Am Ohr rutschte ich weiter in die Tiefe. Der Kopf stand auf einem

Podest. Eine hohe, viereckige Steinplatte, die man damals extra für ihn errichtet hatte.

Bisher hatte ich nur auf seinem Schädel gesessen und nichts von seinem Gesicht gesehen. Ich war neugierig darauf, ob es ebenso aussah wie das des Riesen, den ich kannte.

Als normal alter Mensch wäre ich rascher an der Seite des Kopfes herabgeklettert, jetzt allerdings hatte ich meine Mühe, rutschte auch einige Male ab, konnte mich wieder fassen und ließ mich dann nach unten fallen. Sicher kam ich auf.

Auf meine Umgebung hatte ich während der Kletterei nicht achten können. Deshalb war mir auch nicht aufgefallen, daß sich ein besonders großes Tier lautlos von seinem Beobachtungsposten zurückgezogen hatte.

Keine Ratte, sondern eine Wölfin…

Ich war zunächst einmal froh, auf der Plattform Halt bekommen zu haben und wartete, bis das Zittern – eine Folge der anstrengenden Kletterpartie – vorbei war.

Erst dann schaute ich zum Wald hin, der eine Kulisse der Verwüstung bildete.

Zwei Stürme hatten ihn nicht geschont, und ein dritter war bereits angekündigt worden.

Den Gral stellte ich ab. Plötzlich kam er mir nutzlos vor. Ich hatte irgendwo das Vertrauen in ihn verloren und hätte ihn sogar aus der Hand gegeben.

Mit einem Sprung erreichte ich den normalen Waldboden. Auf der weichen Erde federte ich nach, entfernte mich einige Schritte vom Schädel und drehte mich dann um.

Ich schaute ihn von vorn an.

Ja, das war er!

Auch wenn der Riesenkopf als steinernes Denkmal vor mir stand, zeigten seine Gesichtszüge kaum Unterschiede zu dem mächtigen Schattenreiter, den ich kannte.

Nur hielt er die Augen geschlossen, ebenso wie den breiten Mund, bei dem mich die Lippen an erstarrte Wellen erinnerten. Wie ein klotziger Vorbau stand die Nase darüber. Wer den Schädel nicht kannte und ihn zum erstenmal sah, konnte Furcht bekommen.

Ich wollte wieder Kontakt mit Brân aufnehmen. Das hatte er gespürt, denn er trat zuvor mit mir in Verbindung.

»Jetzt siehst du mich, Sinclair.«

»Richtig, und ich stelle fest, daß du mich nicht angelogen hast, Riese.«

»Warum hätte ich das tun sollen?«

»Ich weiß es nicht. Es ist mein Mißtrauen demjenigen gegenüber, der ein Spiel treibt, das ich nicht durchschaue. Du bist weder Mensch

noch Dämon. Du bist vielleicht eine Mischung aus beiden. Jedenfalls bist du eine Gestalt, Brân.«

»Ein Mythos!« korrigierte er mich.

»Vielleicht auch das. Ein Mythos, der lebt, der in verschiedenen Ebenen existieren kann, der…«

Meine Stimme verstummte, weil ich etwas gehört hatte, das mir überhaupt nicht gefiel.

Die trampelnden Echos zahlreicher Füße auf dem weichen Waldboden. Menschen hatten sie nicht hinterlassen, das mußten Tiere gewesen sein, und mir fielen sofort die Ratten ein.

Ich drehte mich um.

Sie hockten vor mir und beobachteten mich. Ich zählte rasch. Bei zehn hörte ich auf. Mein Herz klopfte viel schneller als gewöhnlich, und die Ratten selbst erinnerten mich an eine schaurige Bühnendekoration.

Sie gegen mich!

Sollte ich auflachen vor Galgenhumor? Nein, das blieb mir im Halse stecken. Die verfluchte Rattenplage war immer schneller als ich.

In der Beretta steckten zwar die geweihten Silberkugeln, alle Tiere würde ich damit nicht erledigen können, zudem mußte ich auch mit Fehlschüssen rechnen.

Ob Brân mich mit seinen nächsten Worten verspotten wollte, konnte ich auch nicht sagen. Jedenfalls hörte ich die Stimme, wie sie durch mein Gehirn klang.

»Du könntest versuchen, von meinem Blut zu trinken. Es sind noch Reste vorhanden. Vielleicht wird dein Körper ebenfalls zu einer gewaltigen Größe heranwachsen.«

»Danke, darauf möchte ich gern verzichten.« Ich flüsterte die Antwort, wobei mir zwei Schweißtropfen von der Oberlippe her in den Mund rannen, und ich den salzigen Geschmack schmeckte.

Noch taten die Ratten nichts. Sie hockten da, hatten sich auch günstige Deckungen gesucht und warteten darauf, daß ich etwas unternahm.

Meine Hand näherte sich der Beretta. Ich schaute auch auf den Gral, der so still auf der Plattform stand und überhaupt nicht reagierte. Die Kugel kam mir vor wie ein sehr großer Tropfen Blut, der die Öffnung voll ausfüllte.

Ich zog die Waffe.

Oft habe ich davon geschrieben, daß sie mir in bestimmten Situationen ein Gefühl der Beruhigung verlieh. In diesem Fall allerdings nicht. Ich empfand mich einfach als neutral.

Für mich war es lebenswichtig, mein normales Alter wieder zurückzubekommen. Dafür würde ich einen hohen Einsatz wagen und mich auch unter die Menschen begeben, das heißt, mich meinen

Freunden zeigen. Mit denen mußte ich zunächst Kontakt aufnehmen. Am besten würde das über das Telefon laufen.

Nur gab es in dieser Gegend keines. Bis zur nächsten Ortschaft mußte ich mich durchschlagen.

»Nichts ist ohne Risiko«, erklärte mir der Riese Brân. »Überhaupt nichts…«

»Das weiß ich.«

»Dann versuche es, John Sinclair. Geh den Weg, den du dir vorgenommen hast.«

»Ja, mir wird wohl nichts anderes übrigbleiben.« Ich hatte es nicht nur so dahingesagt, es stimmte tatsächlich. Ich würde in die Hölle gehen müssen, und niemand konnte mich daran hindern.

Den ersten Schritt setzte ich zitternd. In der rechten Wade merkte ich das Ziehen. Die Kletterei hatte sie wohl überanstrengt, deshalb humpelte ich ein wenig und kam mir vor wie ein angeschlagener Krieger.

Das merkten auch die Ratten.

Zu zweit griffen sie an.

Plötzlich sprangen sie vor. Und sie schafften es tatsächlich, mit einem Sprung die Distanz zu mir zu überbrücken.

Die Beretta schwenkte ich nach rechts, sprang selbst wieder zurück und drückte ab…

***

Als Bill Conolly den Baumstumpf zu spät sah, darüber stolperte, sich im letzten Augenblick noch fangen und abdrehen konnte, nahm er dies als Fügung des Schicksals hin und ließ sich auf dem natürlichen Sitzplatz nieder.

Suko hatte dies mitbekommen, drehte sich und schüttelte den Kopf. »Willst du dich ausruhen?«

»So ähnlich.«

»Okay und weshalb?«

»Kann ich dir genau sagen. Wahrscheinlich haben wir uns in diesem verdammten Wald verlaufen. Du kennst doch das Märchen von Hänsel und Gretel? Denen ist es ähnlich ergangen, auch sie irrten herum…«

»Fanden die nicht das Haus der Hexe?«

»Klar.« Bill strich über die Stirn. »Ich wollte, wir würden es auch finden. Im übertragenen Sinne, meine ich.«

»Und wie ginge es dann weiter?«

»Keine Ahnung.«

»Den Schädel willst du wohl nicht braten – oder?« Suko blieb neben Bill stehen, der die Schultern hob.

»Weißt du, es ist nicht nur die Tatsache, daß wir das Ziel noch nicht gefunden haben, ich mache mir wesentlich größere Sorgen um

Nadine. Verdammt noch mal, wo kann sie stecken? Sag du es! Gib mir einen Rat. Ich weiß es nicht.«

»Bist du nicht ihr Ziehvater, Bill?«

»Schon. Ich habe auch gepfiffen. Sie ist diesem Pfiff stets gefolgt, sie hat sich immer daran gehalten. Jetzt nicht mehr, Suko.« Bill sprang in die Höhe. »Weshalb nicht, frage ich dich? Kannst du mir das sagen? Bitte, ich weiß nicht mehr weiter.«

Suko senkte seine Stimme. »Tut mir leid, Bill. Wirklich, tut mir echt leid.«

»Davon haben wir beide nichts.« Der Reporter senkte den Kopf.

Wütend trat er gegen einen auf dem Boden liegenden Zweig und schleuderte ihn weg.

»Laß uns beide nachdenken und die Gefühle so gut wie möglich ausschalten, Bill.«

»Das habe ich schon versucht.«

»Zu zweit geht es besser.«

»Wenn du meinst.« Bill runzelte die Stirn. Er fühlte sich schlecht und machte sich die größten Vorwürfe, die Wölfin überhaupt mitgenommen zu haben.

»Wenn sie auf deine Nachricht, die sie ja gut kennt, nicht reagiert, Bill, muß es dafür einen Grund geben. Welcher Grund kann so wichtig für sie sein, daß sie alles andere vergißt?«

»Weiß ich nicht.«

»Denk nach.«

»Verdammt, das tue ich doch. Ich weiß wirklich nicht, weshalb sie ihren eigenen Weg gegangen ist. Da muß etwas dahinterstecken, Suko. Etwas, das sie möglicherweise persönlich angeht.«

»Persönlich?« Der Inspektor dehnte das Wort. Es hörte sich an, als müßte er nachdenken.

»Ja, so meine ich es.«

»Persönlich, Bill, ist eigentlich nur ihr Schicksal. Wenn du verstehst, was ich meine.«

»In etwa.«

»Hör zu. In Nadine steckt die Seele eines Menschen. Ihr Körper geistert ebenfalls irgendwo herum. Seele und Körper wollen zusammenkommen, das wissen wir.«

»Ein Traum, Suko.«

»Nicht ganz. Hast du nicht selbst damals erlebt, wie beide fast zusammengekommen wären?«

»Ja, nur hat es nicht geklappt.«

»Eben, nicht geklappt. Nadine hat aber nie aufgegeben, darum zu kämpfen.«

»Moment mal.« Bill wedelte hastig mit beiden Händen. »Gehst du davon aus, daß Nadine in eine Lage geraten ist, die dies ändert?«

»Keine Ahnung. Es war nur ein Gedankenspiel.«

Bill schlug sich gegen die Stirn. »Verflixt, daran habe selbst ich noch nicht gedacht.«

»Wäre es verkehrt?«

»Nein, im Prinzip nicht. Aber ich kann mir das einfach nicht vorstellen.«

»Du mußt versuchen, umzudenken, Bill.«

»Ach wo. Wenn so etwas auf sie zugekommen wäre, hätten wir es längst gemerkt. Auch eine Wölfin wie Nadine kann sich nicht derartig verstellen. Das ist nicht möglich. Sie lebt bei uns, sie ist Johnnys Beschützer. Er und sie sind ein Herz und eine Seele. Die beiden stehen förmlich in einem geistigen Kontakt zueinander. Es ist manchmal, als könnte sie die Gedanken meines Sohnes lesen. Wenn etwas in der Richtung im Gange gewesen wäre, was du angedeutet hast, Suko, hätte Johnny das bemerkt und uns Bescheid gegeben.«

»Bist du sicher?«

»Hundertprozentig!«

Suko nickte. »All right. Es war bei mir der Versuch einer Erklärung. Behalte sie im Gedächtnis.«

»Werde ich machen.«

»Laß uns weitergehen!«

»Wohin?«

Da fiel Suko auch keine Antwort ein. Er rückte mit einem anderen Vorschlag heraus. »Wäre es sinnvoll, wenn wir uns trennen würden?«

»Möglich, aber auch gefährlich.«

»Wegen der Ratten?«

»Bestimmt. Keiner weiß, was uns außer ihnen noch erwarten wird. Ich meine, daß wir schon zusammenbleiben sollten.«

»Okay, gehen wir gemeinsam und…«

Da fielen die Schüsse!

Zwar relativ weit entfernt, deshalb auch dumpf klingend, wie durch einen Filter gedämpft, aber so gut hörbar, daß beide Männer anhand des Klangs heraushörten, um welche Waffe es sich handelte.

»Das war eine Beretta!« flüsterte Bill, dessen Gesicht sichtbar bleich wurde.

»Ja, du hast recht.« Suko war sehr nachdenklich geworden. »Es gibt nicht viele Personen, die mit einer derartigen Waffe ausgerüstet sind. Jedenfalls kenne ich kaum jemand außer uns.«

»Bis auf John.«

»Eben!«

Bill holte tief Luft. »Meinst du, daß wir uns in seiner Nähe befinden?«

»Ich glaube schon. Nur müssen wir ihn finden.«

»Genau«, flüsterte der Reporter. »Wir müssen ihn eben nur finden…«

***

Meiner inneren Aufregung wegen hatte ich meine Schußhand durch die andere abgestützt. Ich konnte mir keine Fehlschüsse erlauben.

Die Ratten mußten sofort merken, mit wem sie es hier zu tun hatten, denn mit mir konnten sie nicht machen, was sie wollten.

Treffer!

Das Tier schluckte die Kugel, und ich schwankte die Beretta zur Seite, um auch das zweite Geschoß abzufeuern.

Ich selbst kam mir dabei vor wie jemand, der alles sehr langsam erlebt.

Dennoch ging es schnell, und auch das zweite Geschoß fuhr dicht unter der Kehle in den Rattenkörper.

Eine dritte hatte schon zum Sprung angesetzt, überlegte es sich anders und drehte ab.

Ich setzte ihr ein Geschoß in den Rücken!

Die Ratten vergingen. Noch lagen sie strampelnd und zuckend am Boden, doch ihr Fell veränderte sich bereits. Es verlor seinen Glanz und sah aus wie mit Staub gepudert.

Dann brachen die Tiere zusammen, begleitet von einem leisen Knirschen und Knacken.

Ich ließ die Beretta sinken und fühlte mich plötzlich erschöpft.

Klar, ich war nicht mehr der alte John Sinclair. Mir war dieses Erlebnis verdammt an die Nerven gegangen.

Auch die anderen Tiere blieben nicht mehr still hocken. Sie brachen durch das Unterholz und verkrochen sich an anderen Stellen.

Wahrscheinlich wollten sie dort auf mich lauern.

Brân »sprach« wieder zu mir. »Das erste Hindernis hast du überwunden, John Sinclair.«

Bei meiner Antwort drehte ich mich nicht um. »Es war einfach. Nur glaube ich daran, daß es mir die Ratten so leicht nicht mehr machen werden. Sie sind gewarnt.«

»Das stimmt.«

»Ich habe über deinen Vorschlag nachgedacht. Ich werde versuchen, jemand zu finden, der bereit ist, für mich nach Avalon zu gehen und das schwere Opfer auf sich zu nehmen. Bist du nun zufrieden?«

»Es freut mich, daß du so denkst.«

»Was bleibt mir denn? Aber ich kann keinen Menschen zwingen, dies für mich zu tun.«

»Du hast Freunde.«

»Das stimmt. Sie werden in dieser Welt mehr gebraucht als auf der Nebelinsel.«

Der Riese widersprach. »John Sinclair, du solltest dein menschliches oder zu menschliches Denken etwas beiseite lassen. Manchmal gibt es Dinge, die sind einfach zu groß, die muß man hervorlocken, und man wird sich darüber wundern, wie glatt alles läuft.«

»Mal sehen.«

Ich wollte nicht mehr reden und endlich etwas tun. Sehr genau durchforschte ich die nähere Umgebung. Natürlich interessierten mich die Ratten. Sie waren das erste Hindernis. Ich wußte auch nicht, in welch eine Richtung ich mich wenden sollte und orientierte mich einfach nach vorn. Außerdem schaute das Gesicht des Riesen ebenfalls dorthin.

Keine Spur sah ich von den Ratten. Sie hatten im sperrigen und dichten Unterholz genügend Verstecke gefunden. Auch die querliegenden Baumstämme boten ihnen Schutz.

In meinem Hals klebte ein kratziger Kloß. Ich fühlte mich so verdammt allein und wie in einem fremden Dschungel. Dabei hatte ich es eigentlich gut, denn ich befand mich in meiner Zeit und war kein Gefangener der Insel mehr.

Den Gral ließ ich zurück. Ich wollte mich nicht mit ihm abschleppen. Brân stahl ihn sicherlich nicht. Andere Personen, die sich für ihn interessiert hätten, befanden sich nicht in der Nähe.

Noch immer war ich vom Gral enttäuscht, denn ich hatte fest damit gerechnet, durch ihn mein wahres Alter und Aussehen wieder zurückfinden zu können.

Der Wald war dermaßen dicht, daß es mir kaum gelang, einen Durchschlupf zu finden. Wenn früher einmal Wege vorhanden gewesen waren, so sah ich sie nicht mehr. Der Sturm hatte sie regelrecht verschüttet. Über ihnen waren Baumriesen zusammengebrochen und hatte kleinere Bäume kurzerhand mit umgerissen.

Ich mußte klettern, mich manchmal regelrecht weiterhangeln und dabei immer wieder nach freien Plätzen Ausschau halten, wo ich besser vorankam.

Und ich durfte die Ratten nicht vergessen.

Zu spät sah ich den dunklen Gegenstand, der aus der Höhe nach unten fiel und mich voll erwischte.

Es war ein toter Vogel. Er war einfach gefallen, als hätte man ihn von seinem Ast geschleudert. An der linken Schulter hatte er mich hart wie ein Stein getroffen, war neben mir liegengeblieben. Ich sah einen toten Uhu.

Der Uhu oder die Eule gehören zu den seltenen Vögeln, die unter Schutz stehen. Ich spürte plötzlich Wut in mir hochsteigen. Diese Gegend zeigte kein Leben mehr. Sie war magisch verseucht und schon gestorben.

Ich sprang über einen quer liegenden Stamm hinweg, wollte weitergehen und hakte fest.

Zu heftig riß ich den Fuß hervor, rutschte auf einer aus dem Boden geschnellten blanken Baumwurzel aus und stützte mich mit beiden

Händen ab, als ich fiel.

Dann waren sie da!

Die mutierten Ratten schienen auf diese Gelegenheit nur gelauert zu haben. Unsichtbar für mich hatten sie sich verborgen gehalten, geduckt hinter Deckungen, die sie blitzschnell verließen.

Beim Hochkommen erwischte mich die erste Mutation im Rücken.

Sie war wesentlich schwerer geworden. Größe und Gewicht liefen da parallel. Der Druck schleuderte mich noch weiter nach vorn. Ich rutschte in den nassen Boden hinein, die Finger gruben sich fest. Ich wollte mich hochstemmen, aber da waren drei andere Ratten, die mich von verschiedenen Seiten angriffen.

Ich fiel wieder zurück und faltete beide Arme über den Kopf schützend zusammen. Noch trug ich die dicke Lederkleidung, bei der es selbst Rattenzähne schwer haben würden, sich durchzubeißen.

Sie versuchten es.

Das Kratzen der Pfoten auf dem Leder hörte sich an, als würden Totenfinger von innen her über Sargdeckel scharren. Ich bekam eine Gänsehaut und schrie, als Rattenzähne mein Haar durchwühlten und bis gegen die Kopfhaut stießen, sie an der Stelle aufriß.

Ich sprang hoch.

Klar, es klappte nicht so, wie ich es mir gewünscht hätte. In meinem Alter kam ich viel zu langsam auf die Füße, und sofort waren weitere Ratten da, die mir zwischen die Beine liefen, während ich ein dickes Tier abschütteln konnte.

Wieder mußte ich zu Boden. Und diesmal würden mich die verfluchten vierbeinigen Killer nicht mehr hochkommen lassen, das stand für mich fest.

Dieses Wissen jagte die Angst in mir hoch, aber es passierte nichts.

Keine Ratte biß zu oder nagte sich durch. Dafür vernahm ich ein anderes Geräusch.

Es hörte sich an wie ein Husten oder Fauchen, und es klang nicht weit von meinem linken Ohr entfernt auf. Dann knackte etwas, ein schriller Rattenschrei gellte durch den Wald, ich blieb liegen und spürte einen warmen Hauch, der seitlich über mein Gesicht hinwegstrich.

Was war das schon wieder?

Ohne mich zu rühren, blieb ich liegen. Ich wollte plötzlich in den Boden hineinkriechen. Mit den Nerven war ich verdammt weit runter.

Jemand stieß mich an. Eine Berührung an der Schulter. Mehr sanft, zögernd, gleichzeitig jedoch eine gewisse Aufforderung, mit der ich im ersten Moment nichts anfangen wollte.

Der Stoß wiederholte sich. Zudem lehnte sich jemand druckvoll gegen mich.

Diese Aufforderung konnte ich einfach nicht ignorieren, drehte mich

schwerfällig um, wobei etwas über mein Gesicht hinwegfuhr, das sich anfühlte wie ein feuchter Lappen.

Nun, ein Lächeln war es nicht. Eine lange Zunge hatte mich derart feucht gestreichelt.

Ich öffnete die Augen.

Über mir schwebte der Kopf eines Schäferhundes!

So jedenfalls dachte ich im ersten Augenblick. Dann bewegte sich der Kopf in meine Richtung. Er kam derart nahe heran, daß ich ihn deutlich erkennen konnte.

Besonders die Augen…

Runde, braun-grüne Glaskugeln.

Die kannte ich doch!

Das Blut schoß mir ins Gesicht, als wollte es meinen Kopf auseinandersprengen.

Ja, die Augen kannte ich.

Sie gehörten Nadine, der Wölfin!

***

Ich wollte rufen, schreien, flüstern, das Tier mit der menschlichen Seele umarmen, ich wollte eigentlich alles auf einmal machen, aber ich tat nichts.

Starr vor Schock blieb ich liegen, ohne auch nur mit den Wimpern zu zittern.

Dabei kam ich mir mehr als Statue vor und überlegte gleichzeitig, ob ich nicht träumte.

Nein, sicherlich nicht. Das war kein Traum, die Zunge, die zum zweitenmal über meine Wange glitt, ließ einen feuchten Film auf der Haut zurück.

Nadine war echt!

Endlich schaffte ich es, die Augen zu heben und meine Hände in das Fell an ihrem Hals zu wühlen.

Es war echt, es fühlte sich weich und beruhigend an wie immer.

Ich merkte kaum, daß von meinen Augen Tränen glitzerten. Es war einfach so wunderbar und phantastisch. Aus einer furchtbaren Welt war ich herausgerissen worden und schwebte in diesen langen Augenblicken wie auf Wolken. Die Ratten hatte ich ebenso vergessen wie die ziehenden Stiche der Wunde an meinem Kopf.

Was war das? Ein Wunder? Hatte der Himmel endlich mit mir ein Einsehen gehabt?

Ich konnte meine Freude kaum beschreiben. Endlich war jemand gekommen, den ich kannte, auch wenn es nur die Wölfin Nadine war. Aber sie war so wertvoll wie ein Mensch, zudem besaß sie die Seele eines Menschen. Es tat mir leid, daß ich die Arme sinken lassen mußte, denn die Haltung war mir zu unbequem geworden.

Mit einem Ruck setzte ich mich hin und fand sogar hinter mir eine Stütze.

Wenn Nadine jetzt reden könnte, was wäre da nicht alles gewonnen gewesen!

Leider schaffte sie das nicht. Sie ›redete‹ nur mit den Augen, und die schauten mich irgendwie traurig und gleichzeitig wissend an.

Ich erriet den Grund leicht.

Auch die Wölfin mußte erkannt haben, was mit mir geschehen war. Sie war schließlich nicht blind. Und das Wissen darum spiegelte sich halt in ihren Blicken wider.

Ich lächelte. Ein Versuch nur, denn zunächst zuckten meine Lippen, dann schaffte ich es tatsächlich und hoffte, daß die Wölfin es ebenfalls wahrnahm.

»Bist du gekommen, um mir zu helfen?« flüsterte ich ihr zu.

»Willst du mich…?«

Sie senkte den Kopf, drückte ihren Körper vor und legte die Schnauze dicht unter mein Kinn.

So blieben wir hocken. Es war eine lange Begrüßung, die Ratten interessierten mich nicht mehr. Ich hatte den besten Schutz bekommen, den ich mir vorstellen konnte.

Nur einmal sah ich eine Mutation vorbeihuschen. Die Ratte war allerdings so weit entfernt, daß sie an einen Angriff nicht im Traum dachte.

Nadine war da! Das stand fest, konnte nicht weggeleugnet werden. Aber war sie allein gekommen?

Ich kannte sie seit Jahren, und lange genug. Ich wußte auch, daß sie allein kaum Exkursionen unternahm. Dafür sorgten schon die Conollys. Genau der Name war das Stichwort. Wenn Nadine nicht allein den Weg gefunden hatte, mußte sich Bill in der Nähe befinden. Möglicherweise auch Suko, denn meine beiden Freunde hatten es sich bestimmt nicht nehmen lassen, nach mir zu forschen. Vielleicht hatten sie auch von Myxin oder Kara einen Tip bekommen.

Meine drückende Furcht war verflogen. Auch wenn ich nicht so aussah wie früher, tat es dennoch unwahrscheinlich gut zu wissen, nicht mehr allein und verlassen zu sein.

Die Wölfin zog ihren Kopf zurück. Ich konnte auch nicht ewig auf dem Platz hier hockenbleiben und stemmte mich hoch, wobei mich Nadine beobachtete und auch bemerkte, daß ich leichte Schwierigkeiten mit dem Gleichgewicht bekam.

Der Kreislauf spielte nicht so mit, wie ich es mir gewünscht hätte.

Aber das ging vorbei.

Nach einem tiefen Durchatmen und dem innerlichen Ruck klappte es besser. Ich beugte mich vor.

Nadine stand abwartend in der Nähe. Auf mich machte sie den

Eindruck, als wäre sie mit einem bestimmten Plan gekommen, den sie mir nur noch beibringen mußte.

»Was hast du?« flüsterte ich ihr entgegen. »Bitte, Nadine, was willst du?«

Sie senkte den Kopf. Die Augen bekamen einen beschwörenden Ausdruck. Dann ging sie zurück, ohne mich aus dem Blick zu lassen. Sie hatte eine bestimmte Richtung eingeschlagen, zum Schädel des Riesen hin.

Was wollte sie dort? Ich war irritiert, weil ich damit gerechnet hatte, daß sie mich zu Bill und Suko führen würde. War Nadine doch allein gekommen?

So sehr mich dieser Gedanke auch faszinierte, er wollte mir einfach nicht in den Kopf.

Sie kam wieder, stieß mich an, ging zurück, und ich hatte das Zeichen verstanden.

Ich erhob mich.

Nadine nickte, als wollte sie mir ihre Zustimmung geben. Dann lief sie vor.

Eigentlich hätte sie als Wölfin schnell sein und springen müssen, aber sie trottete fast gemächlich auf den gewaltigen Schädel des Riesen zu. Gelassen und sicher übersprang sie Hindernisse, die ich überklettern mußte, veränderte ihre Richtung und jetzt direkt dem Schädel entgegen, vor dessen Plattform sie sich niederhockte.

Dort wartete die Wölfin.

Ich sah sie, sah den Gral und auch das mächtige Gesicht aus grauem Stein. Über der Stirn zeichnete sich der Haaransatz ab, nichts hatte sich verändert. Die Nase, der Mund, die Augen, alles war so, wie ich es beim erstenmal gesehen hatte.

Auch ich blieb stehen. Etwas hinter der Wölfin und hörte die Stimme des Riesen in meinem Kopf.

»Du bist schnell zurückgekehrt, John Sinclair.«

»Das hat nichts zu bedeuten.«

»Wirklich nicht?«

»Nein, ich…«

»Dabei dachte ich, du hättest mir dein Opfer gebracht.«

Die Bemerkung haute mich fast um. »Was soll ich dir gebracht haben, Brân? Mein Opfer?«

»Wir hatten darüber gesprochen.«

»Siehst du einen Menschen?«

»Muß ich das?«

»Wenn du das Opfer…«

»John Sinclair, du hast mir wohl nicht zugehört, glaube ich. Von einem Menschen war nie die Rede. Ich habe von einem Wesen gesprochen. Die Person, die vor mir steht, ist ein Wesen.«

»Ja, eine Wölfin.«
»Ich spüre, daß sie eine besondere ist. Ich möchte sie nicht einmal als Tier bezeichnen, denn sie hat etwas in sich, das andere ihrer Rasse nicht besitzen.«
»Eine menschliche Seele«, sagte ich.
»Genau das ist es, John. Deine Wölfin besitzt eine menschliche Seele. Und dies habe ich gespürt. So einfach ist das.«
Ich strich über meine Haare. Ja, so einfach war das. Und gleichzeitig ungeheuerlich. »Moment mal, Brân. Du bist der Meinung, daß sie für mich nach… also …«
»Sag es einfach. Sie kann den Weg nach Avalon gehen, und du wirst wieder normal.«
Ich sackte innerlich zusammen. Wieder normal werden, so sein wie sonst, das war mein größter Wunsch. Um ihn jedoch zu erfüllen, hätte sich Nadine opfern müssen.
»Was würde geschehen?« Bei dieser Frage kannte ich meine eigene Stimme kaum wieder.
»Die Wölfin würde in mich hineinschreiten und den Weg auf die Nebelinsel finden.«
»Wie ging es dort weiter?«
»Avalon steckt voller Magie. Dort herrscht der Zauberer Merlin, dort befindet sich auch der große Kessel. Stell dir vor, sie würde ihn durchwandern. Könnte es nicht sein, daß sich dort ein Austausch vollzieht?«
»Denkst du daran, daß Seele und Körper wieder zusammenkommen? Besitzt Avalon die Möglichkeit?«
»Es wäre möglich.«
Ich schluckte. Diese Erklärungen eröffneten mir völlig neue Welten. Damit mußte ich zunächst einmal fertig werden. Für mich war es schwer, alles in die Reihe zu bringen. Was zunächst so kompliziert ausgesehen hatte, erschien plötzlich sehr einfach. Wie auf einem Tablett serviert, ich brauchte nur zuzugreifen.
Wo steckte der Haken?
Nichts im Leben war einfach, nichts ging immer glatt, besonders dann nicht, wenn man es mit Dingen zu tun bekam, die ins Gebiet des Okkulten hineinliefen, die magische Verbindungen aufzeichneten und völlig neue Welten eröffneten.
»Du glaubst mir wohl nicht?«
»Es fällt mir schwer.«
»Gut, das kann ich nachfühlen, aber jemand anderem fällt es nicht schwer.«
Ich kapierte. »Nadine?«
»Ja, der Wölfin. Sie hat mitbekommen, über was wir uns unterhalten. Wir befinden uns hier in einer magischen Zone. Noch steht sie,

Sinclair, noch ist Zeit, aber sie wird bald nicht mehr vorhanden sein, das spüre ich überdeutlich.«

»Was meinst du damit?«

»Jemand hat einmal gesagt, daß auch die Zeit der Riesen vorbeigehen wird. Vielleicht kommt sie irgendwann einmal wieder, daran solltest du noch denken.«

Noch widersprach ich. »Nadine gehört nicht zu mir. Sie lebt bei meinen besten Freunden. Sie ist der Schutzgeist für deren Sohn. Ich denke schon, daß du dich irrst, Brân.«

Er stellte mir eine berechtigte Frage. »Ist sie denn glücklich, Sinclair? Sei ehrlich mir gegenüber. Ist sie glücklich?«

»Ich… ich glaube nicht. Es ist kein Zustand, als Wölfin mit der Seele eines Menschen zu leben. Da … da kann man einfach nicht zurechtkommen, finde ich.«

»So sehe ich das auch.«

»Dann, John Sinclair, sieh du zu, daß sie glücklich wird und den Weg nach Avalon geht.«

Gütiger Himmel, ich hätte mich am liebsten verkrochen. Die Zwickmühle zog sich immer enger zu, und ich sah keine Möglichkeit, aus ihr zu entwischen.

Wie sollte ich mich verhalten?

Ich schaute auf die Wölfin. Nadine hatte den Blick gespürt, sie drehte sich um.

Dann kam sie auf mich zu.

»Schau mich nicht so an!« keuchte ich. »Verdammt, ich weiß mir nicht zu helfen.« Wenn wenigstens Bill in der Nähe gewesen wäre, dann hätte er die Entscheidung treffen können. Wie aber würde er reagieren, wenn ich ihm davon berichtete, und wie sollte ich es meinem Patenkind Johnny beibringen, das so sehr an der Wölfin hing.

Andererseits wurde auch Johnny älter und benötigte den Schutz des Tieres nicht mehr.

Meine Arme hingen wie steife Taue zu beiden Seiten des Körpers herab. Ich spürte den feuchten Druck ihrer Schnauze an meinem rechten Handrücken. Sie stieß mich an, sie wollte mich auf etwas hinweisen und stöhnend fragte ich: »Was ist denn?« Nadine drehte sich ab. Wieder lief sie auf den Schädel zu. Diesmal jedoch sprang sie mit einem Satz auf die Plattform und hockte sich dicht vor dem Gesicht nieder.

In dieser Haltung blieb sie, nur legte sie dabei den Kopf in den Nacken, um am Gesicht hochschauen zu können.

»Es ist ihre Entscheidung, Sinclair. Die Wölfin allein hat sie getroffen. Sie will den Weg nach Avalon gehen, um dort so zu werden, wie sie einmal war.«

Der Druck in mir blieb. »Ich kann sie nicht fragen. Ich muß dir

einfach glauben, Brân.«

»Das ist wohl der Fall.«

Wieder einmal wurde mir bewußt, welch schlimme Überraschungen das Leben bot. Noch nie hatte ich eine derartige Entscheidung treffen müssen, die mich zudem unmittelbar betraf.

Ich vertraute auf die Worte des Riesen. Wenn sich die Wölfin auf den Weg machte, würde ich mein normales Aussehen wieder zurückbekommen. Dafür garantierte Avalon, dessen Magie mir so ungeheuer fremd war.

»Sag etwas, John Sinclair!«

»Es… es ist so schwer!« keuchte ich. »Verdammt noch mal, versuche, dich in meine Lage zu versetzen. Das ist der Wahnsinn! Ich …«

»Es bleibt dir nicht mehr viel Zeit, John. Ich werde nicht mehr gebraucht. Meine Existenz läuft allmählich ab. Es war wie ein Funke, der gerade noch hochkam…«

Nadine drehte sich um die Hälfte. Sie schaute mich an.

Nur sie und mich gab es in den nächsten Augenblicken. Wieder blickte ich in ihre Augen.

Sie bohrten sich in die meinen!

Was sollte ich tun?

Dann nickte sie. Hatte mir die Wölfin mit dieser Bewegung ihre Zustimmung erteilt? Mein Gott, warum war alles so schwer! Mir fiel die Zeit ein, als ich sie kennengelernt hatte. Da war sie noch ein Mensch und die Filmschauspielerin Nadine Berger gewesen.

Die wollte sie wieder sein.

Groß, schön, rothaarig, aber eine Frau, die nicht oberflächlich war, sondern Herz besaß.

»Ja…«, stieß ich hervor und begann fast zu weinen. »Ja, Nadine, du kannst gehen.«

Auf meinem Rücken stand die Gänsehaut. Ich hatte die Zustimmung gegeben und wäre gleichzeitig am liebsten vor Scham im Boden versunken.

»Das ist gut!« hörte ich Brân sprechen, und sofort danach handelte der Riese.

Es begann mit einem leichten Knirschen, als würde der Stein zerreißen. Ich hatte plötzlich Furcht, rannte los, riß den Gral an mich und lief wieder zu meinem alten Standort zurück.

Erst jetzt sah ich, was geschehen war.

Das Maul des Riesen stand weit offen und war in seinem Innern angefüllt mit der unheimlichen und kalt wirkenden Schwärze des Alls…

***

Ich bewegte mich nicht mehr. Drang ein kalter Hauch aus der

Öffnung gegen mein erhitztes Gesicht?

Es war bestimmt eine Täuschung. In diesen langen Momenten bildete ich mir viel ein. Ich dachte auch daran, alles falsch gemacht zu haben, mein weiteres Leben sollte sich radikal ändern.

Seltsam, es geschah nicht viel. Keine wahnsinnige Action, aber selten war eine Szenerie dichter gewesen. Über ihr lag etwas, das ich nicht beschreiben konnte.

Spannung? Nervenkitzel? Gänsehaut?

Ich konnte die Dinge nicht in die Reihe bringen. Das Maul des Riesen klaffte auch weiterhin weit auf wie eine Höhle. Nichts bewegte sich da, an den Rändern blieb es ebenso starr wie in der Mitte.

Nur die Wölfin tat etwas.

Sie stand auf.

Langsam, mit Bewegungen, die ich von ihr nicht gewohnt war. Sie schaute auch nicht mehr zurück, reckte sich nicht, hielt den Kopf stolz erhoben, als hätte sie schon einen Sieg errungen.

Ich stand unbeweglich, umklammerte den Gral und merkte kaum, daß mir Tränen aus den Augen rannen und an beiden Wangen entlang in Richtung Kinn liefen.

Irgendwie nahm ich Abschied von einem geliebten Wesen. Ich wußte nicht, ob ich sie noch einmal sehen würde und dachte daran, wie viele Abenteuer wir schon zusammen bestanden hatten.

Erhielt sie tatsächlich ihre alte Gestalt zurück?

In meinem Magen breitete sich ein Druck aus, der sich zur Übelkeit steigerte. Ich war drauf und dran, sie zu bitten, doch zurückzukehren, aber meine Kehle war zu.

Und sie ging.

Um in das Maul hineinzugelangen, mußte sie über den Rand der Unterlippe springen.

Das schaffte sie mit einem Satz.

Jetzt war alles vorbei. Nadine befand sich im Maul des Riesen und hatte die ersten Schritte in Richtung Avalon getan.

Ich bewegte mich noch immer nicht. Fühlte mich umgeben von einer ungeheuer dichten Spannung. Ich bekam kaum Luft, vor meinen Augen flimmerte die sichtbare Welt.

Dann hörte ich den Schrei.

Gellend, brutal zerschnitt er die spannungsgeladene Stille.

»Nadine! Nadine, verdammt, was tust du?«

Geschrien hatte Bill!

***

Ich hörte ihn in meinem Rücken, ich sah ihn heranlaufen, als ich mich drehte, und ich erkannte Suko, der ihm dicht auf den Fersen war. Mich mußte Bill auch entdeckt haben, nur nahm er keine Notiz

von mir. Sein Augenmerk galt einzig und allein Nadine, die schon tief im Maul des Riesen verschwunden war.

»Halt ihn fest, John!«

Ich schnappte ins Leere. Bill war einfach zu schnell für mich, rannte vorbei, und ich wußte auch, was er wollte.

Der Wölfin hinterher, ebenfalls im Maul des Riesen verschwinden.

Da griff Suko ein.

»Topar!«

Er hatte das magische Wort gerufen und die Zeit somit für fünf Sekunden stillstehen lassen. Nur er konnte sich noch bewegen, und er wußte, was er tun mußte.

Wie ein Schatten jagte er an mir vorbei und hatte Bill erreicht, noch bevor die fünf Sekunden vorbei waren. Er warf sich in seinen Rücken, schleuderte ihn zu Boden.

Beide landeten ziemlich weich, und genau zu diesem Zeitpunkt waren die Sekunden um.

Ich konnte mich wieder bewegen. Meine beiden Freunde ebenfalls, die im Clinch lagen, und auch das Maul des Riesen Brân bewegte sich.

Es klappte zu!

Das bekam auch Bill mit, als er von Suko auf die Füße gerissen, aber festgehalten wurde. Der Inspektor hatte Bill in den Polizeigriff nehmen müssen, anders war dieser nicht zurückzuhalten.

Brân schloß seinen Mund mit ebenfalls sehr bedächtig wirkenden Bewegungen.

Wir bekamen dies mit, und jeden von uns beschäftigten sicherlich andere Gedanken.

In einem waren sie gleich.

Nadine war für uns verloren!

Dann bekamen wir zu spüren, was mir der Riese gesagt hatte. Seine Zeit war tatsächlich abgelaufen. Er brauchte nicht mehr als Warnung inmitten eines Waldes zu stehen. Eine letzte Aufgabe hatte er zu Ende gebracht, nun erfaßten ihn andere Kräfte.

Ob sie von Avalon geschickt worden waren, wer konnte das schon sagen? Jedenfalls waren sie sehr mächtig, und sie zerstörten den riesenhaften Schädel mit einer immensen Wucht.

Nichts war zu hören. Der Kopf explodierte lautlos. Aber eine gleißende Lichtkugel entstand, die uns erfaßte und auch über mich hinwegstrich wie kaltes Feuer.

Ich spürte sie länger und deutlicher. In meinem Körper ging etwas vor, ich konnte nicht dagegen an und wurde in einen Kreis hineingedreht, obwohl ich stand.

Jemand zerrte an meinem Gesicht. Die Kräfte gaben nicht auf, eisern machten sie weiter.

Dann war es vorbei!

Ich merkte noch, wie mich etwas nach vorn zog, als wollte man mich in eine enge Röhre zerren.
Dunkel war sie, verflucht dunkel.
Ich verlor das Bewußtsein!

***

Ich konnte nicht lange weggetreten sein, denn als ich erwachte, lag ich noch immer an der gleichen Stelle, umringt von meinen hockenden Freunden Suko und Bill.
Sie schauten mich an, ich versuchte, in ihren Augen zu lesen und stellte ihnen die Frage:
»Ist es… ist es … wieder normal?«
»Sieh hin, John.« Suko hielt mir einen Spiegel entgegen. Ich zögerte noch, hatte die Augen instinktiv geschlossen, öffnete sie – und erlebte die Überraschung.
Ja, ich war wieder der alte John Sinclair!
Scharf stieß ich die Luft aus. Plötzlich begann ich zu zittern und zu frieren.
Suko nahm den Spiegel weg. Er lächelte, im Gegensatz zu Bill, dessen Gesicht todernst war.
»Ich schätze doch, John, daß du uns einiges zu erzählen hast. Und es wird bestimmt nicht alles gut sein – oder?«
»Nein.«
»Nadine, John!«
»Sie ist gegangen. Sie hat sich für mich geopfert. Sie ging, ich bekam mein altes Aussehen zurück.«
»Nein…«, ächzte der Reporter.
»Ich weiß, Bill, ich hätte es ändern können, aber Nadine wollte es. Dieser Schädel zog sie wie ein Magnet an. Sie spürte, daß auch sie wieder zu der Person werden konnte, die sie einmal gewesen war, zur echten Nadine Berger, durch Avalons Magie.«
»Das glaube ich dir nicht!« keuchte Bill.
»Bitte!« mischte sich Suko ein. »Laß John von Beginn an erzählen. Wirst du das?«
Ich schaute gegen den Gral und nickte. Dann gab ich ihnen einen Bericht, der meinen Freunden die Haare zu Berge stehen ließ. Es dauerte lange, bis sie sich davon erholt hatten.
Wie Pfadfinder ohne Lagerfeuer hockten wir uns gegenüber, schwiegen uns an.
»Bill, was hättest du an meiner Stelle getan? Sag es mir? War es so falsch?«
»John, wir sind Freunde. Im ersten Moment, da wollte ich durchdrehen, aber wie alles gelaufen ist…«, er hob die Schultern. »Vielleicht ist es sogar gut gewesen.«

Ich reichte ihm die Hand.

Er nahm sie, drückte sie fest und lächelte.

Suko gab den besten Kommentar. »Dann wollen wir nur hoffen, daß Nadine den Rückweg aus Avalon irgendwann einmal schafft und als normale Frau vor uns steht.«

Keiner von uns widersprach. Wir alle konnten Nadine nur die Daumen drücken.

Wo sich einmal der Schädel des Riesen abgezeichnet hatte, war jetzt eine viereckige, wie verbrannt wirkende Grasfläche zu sehen.

Ansonsten erinnerte nichts mehr an ihn und die Ratten…

ENDE